

DISKUSSION

Inge Auerbach, Marburg/Lahn

Kühner als das Unbekannte zu erforschen, kann es sein, das Bekannte zu bezweifeln

Alexander v. Humboldt

Besprechung von:

CORNELIA SOLDAT: Das Testament Ivans des Schrecklichen von 1572 – eine kritische Aufklärung. A Textual Analysis of the 1572 Will of Ivan the Terrible. With a foreword by Russell E. Martin. Lewiston, Queenstown, Lampeter: The Edwin Mellen Press, 2013. 510 S. ISBN: 978-0-7734-4553-6.

Die Untersuchung steht in der Keenan-Tradition des Zweifels an der Echtheit altrussischer Quellen. Hier geht es um den Nachweis, das sog. Testament Ivans IV. von 1572 gehöre in den geistesgeschichtlichen Zusammenhang der Erschaffung des russischen Mittelalters durch die Erfindung vorgeblich alter Quellen. Das kommentierte Testament, so meint Soldat, sei literarisches Spiel, eine Rahmenerzählung, wie sie Ende des 18. / Anfang des 19. Jahrhunderts beliebte Form gewesen sei. Erfüllt würden die Interessen eines idealen Lesers vom Anfang des 19. Jahrhunderts, der sich an einer neuen Quelle zu Ivan IV. erfreut, weil in dieser ihm bereits Bekanntes erwähnt, die Staatsform der Autokratie als die Russland angemessene verherrlicht werde, vor allem aber der Zar durch eine Beichte seiner Sünden an die „Confessions“ von Rousseau erinnere und seine durch eine Koseform des Vornamens vorgespiegelte intime Beziehung zur ersten Frau Anastasija Romanovna dem Bedürfnis der Untertanen nach der Idealfamilie auf dem Thron – Mode seit der preußischen Königin Luise und besonders durch Napoleon in seiner zweiten Ehe mit einer Habsburgerin – als Orientierungspunkt für die Gestaltung des eigenen Familienlebens entgegenkomme. Die erwähnten Regalien kenne der historisch Interessierte von einem Besuch des Museums der *Oružejnaja palata* aus eigenem Augenschein und seine Phantasie werde durch eine dunkle Stelle, die nur durch die beim Leser eingeforderte Kenntnis der deutschen Sprache aufzulösen sei (deutsch: *Szepter*, russ.: *skipetr*, Testament *skatert*) beflügelt (S. 419 ff.).

In den Verdacht, das Testament erfunden zu haben, gerät Aleksej Fedorovič Malinovskij, der über Jahre hinweg Karamzin mit Quellen für dessen russische Geschichte versorgt hat. Karamzin, stets für „interessantes“ Archivmaterial dankbar, erhielt das Testament 1822, also gerade noch rechtzeitig, um es auszugsweise in den Anmerkungen zum 10. Band seiner „Istorija Gosudarstva Rossijskago“ von 1824 zu publizieren. Alle weiteren russischen und in Übersetzung erschienenen Ausgaben seines Werkes enthalten nach Soldats Haupttext diesen Hinweis nicht mehr – ein Indiz dafür, dass der Historiograph inzwischen erkannt hatte, dass der Archivar Malinovskij ihn hereingelegt hatte (S. 66 f., S. 127)?

Soldat verweist übrigens nur versteckt, in der Fußnote auf die für ihre These schädliche Feststellung Stökl's, die dritte russische Auflage von Karamzins Werk enthalte eine, wenn

auch verkürzte, Fassung des Testaments (S. 127)¹. Dieses halbe Verschweigen scheint Methode zu sein, denn auch der Hinweis auf einen Echtheitsnachweis für Kurbskij's 1. Brief an den Zaren (nur für diesen, nicht die Antwort Ivans IV., so Soldat) findet sich ebenfalls dort (S. 12 f., Anm. 25).

Das Testament Ivans IV. steht, so Soldat, in der Tradition einer ganzen Reihe von gefälschten Zarentestamenten des 18. Jahrhunderts, und es gehöre zu den Fälschungen altrussischer Texte, die dem gesteigerten Interesse und der Handschriftensammelwut der historisch Engagierten an Quellen entgegenkamen, was unter A. I. Bardin zur Entstehung einer ganzen Fälscherwerkstatt geführt hat. Das Igorlied gehört wohl in diese Tradition.

Das trifft jedoch auf Kurbskij's Werke nicht zu, die Soldat (S. 12–13), in der Keenan-Tradition stehend, weiter im Kern für Arbeiten des 17. Jahrhunderts hält und an den Anfang dieser Fälschertradition einordnet.

Die Kurbskij-Forschung ist inzwischen weitergekommen. Vor allem dürfte im Nachwort zur Ausgabe des „Novyj Margarit“ durch die Rezensentin auf der Basis von Handschriften aus dem 16. Jahrhundert nachgewiesen worden sein, dass Kurbskij schriftstellerisch tätig war, dass er weitere theologische Arbeiten – ebenfalls handschriftlich aus dem 16. Jahrhundert überliefert – verfasst hat, und dass Eigenzitate in der „Istorija o velikom knjaze Moskovskom“ und Querverweise zwischen allen seinen Arbeiten untereinander nur möglich waren, wenn diese in Wolhynien geschrieben worden sind. Mit Kurbskij's dortiger Kanzlei und den Mitarbeitern bei dem Übersetzungswerk befasst sich unsere Kurbskij-Biographie,² mit der Datierung seiner Werke unser Nachwort zum „Novyj Margarit“, dem Kalugin in seiner neue Fakten zum Übersetzungswerk bebringenden Monographie im Kern folgt.³ Soldat ist jedenfalls im Hinblick auf Kurbskij in ihrer Einleitung über gefälschte Testamente und andere Fälschungen (S. 20 ff.) nicht auf dem neuesten Stand.

Überliefert ist das Testament Ivans IV. in einer Abschrift vom Anfang des 19. Jahrhunderts von einer Vorlage, die ihrerseits im April 1739 durch eine rätselhafte A. Kurbatova von einer Kopie des Originals abgeschrieben wurde. Sie versah das Testament mit einem ausführlichen Titel, einer kurzen Vorrede (S. 116).

Es handelt sich also quellenkundlich um die Abschrift von einer Abschrift, deren Original sich nicht nachweisen lässt. Inhaltlich liegt ein Konzept, keine Ausfertigung zugrunde, da die für ein Testament rechtlich relevanten Bestandteile, Zeugen, Siegel fehlen – was auch als Ergebnis einer in der Abschrift verkürzten Fassung möglich wäre. Da das Material in sich nicht stimmig durchorganisiert ist (vgl. die Vererbung der Votčina der Vorotynskie (S. 83 ff.) wäre unserer Ansicht nach die Vorlage für die Kopie als Konzept eines Testaments zu bewerten.

Zum Text des Testamentes selbst gehört nicht nur eine Einleitung, sondern auch ein Kommentar bzw. Sachanmerkungen jeweils unter der Seite. Soldat untersucht ausführlich, wer diesen wann angefügt haben könne. Sollte der Finanzfachmann Peters d. Gr. Aleksej Kurbatov (gest. 1721) die Erläuterungen verfasst haben, so müsste der Kommentar älter sein als das Vorwort von 1739, d.h. der im 19. Jahrhundert vorhandene Text wäre über eine weitere Zwischenstufe entstanden: 1. Original (Konzept für ein Testament), 2. Abschrift mit Kommentar, 3. Abschrift von Abschrift mit Kommentar plus Vorwort, 4. Abschrift von Abschrift mit Kommentar plus Vorwort (S. 177, 179).

1 STÖKL Testament und Siegel, S. 14, Anm. 18.

2 AUERBACH Andrej Michajlovič Kurbskij.

3 KURBSKIJ Novyj Margarit; KALUGIN Andrej Kurbskij i Ivan Grozny, S. 30 ff.

Ob Aleksej Kurbatov jedoch überhaupt als Herausgeber des Testaments infrage kommt oder ein anderer Namensträger bzw. eine Namensträgerin Kurbatov lässt sich nicht klären. Der Historiker Tatiščev käme wohl eher als Kommentator in Betracht, wegen eines deckungsgleichen fehlerhaften Kommentars zu einem Ortsnamen im „Sudebnik“ von 1550 und zum Testament (S. 190 ff.). Ohne dass wir hier mehr als den Hinweis erhalten, der Kommentar zu unterschiedlichen Fassungen der „Sudebniki“ aus dem Besitz Tatiščevs stamme stellenweise von dritter Hand (S. 199, Anm. 390), schließt Soldat „dass nach Tatiščevs Tod jemand den Eindruck erwecken wollte, dass Tatiščev diesen Kommentar erstellt hat. Dies geschah, um die Entstehungszeit des Manuskripts des Testaments von 1572 zu verschleiern und durch den Kommentar Pseudo-Tatiščev zur Authentifizierung des Textes beizutragen.“ (S. 200). Die über mehrere Archive und Nachlässe verstreuten Papiere Tatiščevs hat Soldat nicht systematisch auswerten können (S. 206–207). Völlig ausschließen lässt sich Tatiščev als Verfasser des Kommentars und der Vorrede also bislang nicht.⁴

Dass sich das in der Forschung unterschiedlich datierte Original des Testamentes selbst – die Datierungsproblematik stellt Soldat ausführlich dar – in keiner der alten Archivbeschreibungen nachweisen lässt, spricht unserer Ansicht nach nicht unbedingt für eine spätere Fälschung. Im Kommentar zur Chronik⁵ wird für 1553 davon gesprochen, „der Zar habe sein Testament aufsetzen lassen, denn beim Herrscher lag dieses immer fertig vor“, was bedeutet, in der laufenden Registratur wurde das Konzept eines Testamentes stets bereit gehalten und dann im Bedarfsfall ausgefertigt. Also dürfte dieses Konzept zu Lebzeiten des Zaren und ggf. noch bis in die Zeit seiner Nachfolger hinein nicht Teil des Archivs oder einer Altregistratur geworden sein; es fehlt daher in der Archivbeschreibung von 1572–1575. Übrigens verfuhr Vasilij III. ähnlich. Er befahl erst auf dem Sterbebett „sein Testament zu schreiben“⁶, d.h. wohl nach einem Konzept mit oder ohne Änderungen auszufertigen.

Anlass zur Vermutung, dass das Testament selbst, nicht der Kommentar, eine Fälschung des beginnenden 19. Jahrhunderts sei, war grundsätzlich der Eindruck Soldats, die den eigentlichen testamentarischen Verfügungen über Güter und Sachen vorausgehende „Beichte“ beruhe an einigen Stellen auf Zitaten aus erst nach dem 16. Jahrhundert im Druck vorliegenden Publikationen, etwa einer Neuauflage des Fürstenspiegels des Agapetus Diaconus durch Petr Mohyla von 1628 (so Ihor Ševčenko 1974 und 1978)⁷ und vor allem der Bibel, die von der russischen Bibelgesellschaft 1816 herausgebracht worden ist.

Dank ausführlicher Zitate (S. 324 ff.) ließ sich nachweisen, dass die Bibel von Ostroh⁸ mit dem Text vom Anfang des 19. Jahrhunderts wie mit dem des Testamentes als im Wesentlichen identisch betrachtet werden kann. Der Bibeldruck von 1581 wiederum beruht auf der Gennadius-Bibel, die, wie die Arbeiten Freidhofs zeigen, dem Zaren und Metropolit mit Sicherheit zugänglich gewesen ist.⁹ Die Druckvorlage für die Bibel von Ostroh

4 So BARANOV *Ob obščej žalovannoj gramote Vasilija Temnogo rostovskim bojaram*, S. 34.

5 *Carstvennaja kniga*, S. 529.

6 *Kniga stepennaja carskogo rodoslovija*, S. 612.

7 ŠEVČENKO *Ljubomudrejšij kyr' Agapit Diakon*, S. 29–30; ŠEVČENKO *Agapetus East and West*.

8 *Biblija, sireč' Kniga vetchogo i Novogo Zaveta*.

9 FREIDHOF *Vergleichende sprachliche Studien; FREIDHOF Auszüge aus der Gennadius-Bibel (1499)*, Nr. 1: *Der Psalter* und Nr. 2: *Die Briefe an die Römer, Korinther, Galather und Epheser*. Zum Stand der Forschung über die Gennadius-Bibel und russische Bibeln allgemein, ohne auf die Bibel von 1816 einzugehen: ROMODANOVSKAJA *Gennadievskaia biblija*.

stammt nämlich aus der Bibliothek des Zaren.¹⁰ Die Bibelzitate entfallen also als Argument für eine Fälschung.

Nicht überzeugend scheint mir auch die Konstruktion einer Abhängigkeit des Testaments von Mohylas Agapet-Ausgabe anhand eines einzigen halben Satzes, eine These, die Soldat und Ševčenko von Val'denberg übernommen haben. (S. 329–330): „*Podobaet ubo carju tri sija vešči imeti, jako bogu ne gnevatisja, i jako smertnu ne voznositisja, dolgoterpelivyy byti k sogrešajuščim.*“ Bereits Val'denberg hatte die textliche Übereinstimmung entdeckt: Er hatte vorsichtig darauf hingewiesen, der dritte Teil des Satzes könne aus Kap. 65 des Agapet stammen, der Rest gehe auf Kap. 21 zurück.¹¹ Der erste Teil des Satzes hingegen soll, wie Ševčenko und Soldat akzeptieren, aus Kapitel 21 des Fürstenspiegels, und zwar im Druck von 1628, stammen, also nur: „*Podobaet ubo carju tri sija vešči imeti, jako bogu ne gnevatisja, i jako smertnu ne voznositisja ...*“ Damit fiel die Annahme in sich zusammen, Ivans IV. Testament stamme aus dem 16. Jahrhundert.

Welche Fakten oder Argumente lassen sich quellenkritisch gegen diese These beibringen?

Forscht man nach Alternativen zu einem Zitat aus dem Agapet von 1628, so wäre a) die Agapet-Überlieferung zu prüfen, b) kann man Vermutungen zu den vom Zaren benutzten literarischen Vorlagen anstellen oder aber es müssen c) weitere Quellen beigebracht werden, die Vorlage der Arrenga gewesen sein können.

Beginnen wir mit Agapet.

Ševčenko hat nur zwei ältere Fassungen des Agapet aus dem 11. Jahrhundert und aus dem 15. Jahrhundert ermitteln können, die, in der Sprache anders gefasst, als Quelle des Zitats nicht in Frage kommen. Lassen sich im 16. Jahrhundert weitere Handschriften nachweisen? Gab es weitere Fassungen des übersetzten Fürstenspiegels, an die Mohyla sich stilistisch und in der Wortwahl angelehnt hat? Er scheint nach einer meinerseits unvollständigen Durchsicht von Beständeübersichten in TODRL in Moskau eher selten gewesen zu sein. Wie häufig war der Text im russischsprachigen Westen, im Großfürstentum Litauen, das in der lateinischen literarischen Tradition stand? War der Agapet als diplomatisches Geschenk an den Zarenhof gekommen? Im lateinischen Westen war der Fürstenspiegel beliebt. Mohylas Editionstechnik, Neuübersetzung aus dem Griechischen unter Heranziehung älterer kirchenslavischer Texte, verdiente vor weitreichenden Folgerungen im Hinblick auf das Testament Ivans IV. einer genaueren Untersuchung.

Übersehen hat Soldat einen Aufsatz zu Agapet von Patrik Henry III. Er weist auf Beziehungen des Agapet zu Iosif Volockij oder in der dem Johannes Damascenus zugeschriebenen häufig überlieferten Erzählung Varlaam und Joasaf hin.¹²

Befassen wir uns dann mit dem Wissenshorizont des Zaren, mit Fragen also, die sich z.T. überhaupt nicht oder nur mit Hilfe russischer Handschriftensammlungen beantworten lassen.

1. Stammt der Text etwa aus Briefen der Mutter des Zaren, einer Art von Fürstenspiegel für den zum Zeitpunkt ihres Todes kleinen Jungen Ivan, die der Zar bei der Abfassung seines Testamentes eingesehen haben soll?¹³

10 ZARUBIN Biblioteka Ivana Groznogo, S. 32.

11 VALDENBERG Nastavlenie pisatelja VI v. Agapita v ruskoj pis'mennosti, S. 32.

12 PATRIK HENRY III The Ekthesis of Agapetus Diaconus, S. 294.

2. Was hat die „Litauerin“ Elena Glinskaja ihrem Sohn als Lektüre verordnet? Mit Sicherheit hat er den beliebtesten Lesestoff Altrusslands gekannt, den „Prolog“. Hier findet sich das relativ seltene Adjektiv *dolgoterpelivjy* (langmütig) im Zusammenhang mit den an einen guten Lehrer gestellten Anforderungen.¹⁴ *Dolgoterpenie* (Langmut) war Wortschatz des 16. Jahrhunderts.¹⁵ Der Text des Testaments kann also aus dem 16. Jahrhundert stammen.
 3. Als weitere Quelle neben dem Prolog mag man auch an den als Lektüre ebenfalls beliebten „Zlatostruj“ denken, der – auf die Textauslegung des Kirchenvaters Johannes Chrysostomus verzichtend – die anschließende, sich daraus ergebende Moral im Ganzen, gekürzt oder nur nacherzählt enthält.¹⁶
 4. Florilegien (z.B. „Pčela“, „Menandr“, „Razumenija edinostročnye“, „Svjaščennye paralleli“) mögen Agapet-Texte enthalten haben.¹⁷
 5. Kommt der „Izbornik Svjatoslava“, ebenfalls weit verbreitet, eine Art von Enzyklopädie zu allen möglichen Themen, darunter naturwissenschaftlichen, als Quelle des Zitats in Frage?¹⁸
 6. Dann müsste man ‚verdächtige‘ Texte durchsehen, etwa im Prolog den Fürstenspiegel unter dem 26. November¹⁹ oder die Lesung zum 5. Sept.: „Slovo proroka Isaija k nemilostivym knjazem i zlym sud’jam“.²⁰
 7. Der Text Ivans IV. kann auch eine Umarbeitung einer Parabel aus der sehr beliebten Erzählung Barlaam und Ioasaph gewesen sein. Sie kommt im „Prolog“ seit dem 12. Jahrhundert unter dem 23. November vor.²¹ Auch die gesamte Erbauungsschrift war im Hausgebrauch des alten Russland weit verbreitet. Kapitel XVI der dem Johannes Damascenus zugeschriebenen und daher von Kurbskij übersetzten „Povest’ o Varlaame i Ioasafe“ beginnt mit: „*Slyšach bo carja někoego byvša, zělo dobrě smatřajušča svoego carstvia. Krotok že i milostiv pod nim suščem ljudem.*“²² Das ist die russische Fas-
- 13 So schon SKRYNNIKOV *Duchovnoe zaveščanie carja Ivana Groznogo*, S. 314. Ivan IV. hat die Briefe laut Archivbeschreibung am 14. August 1566 angefordert.
 - 14 *Slovar’ russkogo jazyka XI–XVII vv.*, Bd. 4, S. 300. Identisch mit: „*Ioann Zlatoust, eže učitelem ne rugatisja ...*“ in der kurzen Reaktion, dort f. 46 v–49; vgl. FOMINA *Drevnejšie spiski sbornika Zlatostruj*, S. 47.
 - 15 AUERBACH, *Nomina abstracta im Russischen des 16. Jahrhunderts*, S. 255.
 - 16 Dazu: GRANSTREM *Ioann Zlatoust v drevnej russkoj i južnoslavjanskoj pis’mennosti*, S. 191, FOMINA *Drevnejšie spiski sbornika Zlatostruj*, S. 34 ff.
 - 17 So PATRIK HENRY III *The Ekthesis of Agapetus Diaconus*, S. 292 ff.
 - 18 LEVOČKIN *Sinodal’nyj spisok Izbornika Svjatoslava*, S. 155–156.
 - 19 „*Nakazan’e k vladějuščim: Postavil li tja cesar v kyj ljubo san ili sud’uju na zemli svoei ...*“ Vgl. TVOROGOV *Opisanie sostava Prostrannoj redakcii Prologa*, S. 301. Zu demselben Text auch: GRANSTREM *Ioann Zlatoust v drevnej russkoj i južnoslavjanskoj pis’mennosti*, S. 362. Es handelt sich wohl nicht um ein Werk des Johannes Chrysostomus. Möglich wäre auch Nr. 90: *O Foce o cari nečestivem* (in BKV bei Chrysostomus nicht nachweisbar).
 - 20 TVOROGOV *Opisanie sostava Prostrannoj redakcii Prologa*, S. 274.
 - 21 LEBEDEVVA *Povest’ o Varlaame i Ioasafe*, S. 72. (Für die Überlassung einer Kopie danke ich dem Seminar für Osteuropäische Geschichte der Universität Regensburg). LEBEDEVVA *K istorii drevnerusskogo prologa*, S. 43, 44, 51–52.
 - 22 Kurbskij korrigiert diesen Text nach einem lateinischen Druck der 70er Jahre, vermutlich der zweisprachig griechisch-lateinischen Ausgabe der *Officina Henricpetrina* Basel 1775 mit einem Vorwort des Marcus Hopper. Heinrich Petri hat seit 1535 lateinische Damascenus-Editionen herausgebracht. Anders: LEBEDEVVA *Povest’ o Varlaame i Ioasafe*, S. 106, 171. KURBSKIJ Übersetzungen des Johannes Damascenus, in: GIM, *Sobranie Chludova* 60, f. 114, dort *smotřeę* statt

sung der Übersetzung einer griechischen Vorlage. Die unabhängig davon entstandene serbische Übersetzung aus dem Griechischen weicht in ihren Formulierungen davon kaum ab.²³ Jedenfalls finden sich hier alle drei Elemente aus dem Testament des Zaren, doch dort umformuliert in Anlehnung an die Bibel (Ps. 77,38, russ. Zählung, und Jon. 4,2).

8. Nicht zuletzt sind die drei Eigenschaften Gerechtigkeit, persönliche Bescheidenheit und Milde das Minimum dessen, was von einem guten Herrscher seit Beginn der russischen Geschichte erwartet wird. Sie fehlen in keinem der Fürstenspiegel oder Würdigungen von vorbildlichen Großfürsten Russlands aus der „Stepennaja kniga“.²⁴ Nur als Sekundärtugenden wären Frömmigkeit, Belesenheit in theologischer Literatur, Askese, Förderung kirchlicher Belange, Schönheit, persönliche Tapferkeit oder *groza* zu nennen. Diese Tugenden sind nicht einmal auf christliche Könige beschränkt, sondern zeichnen auch Heiden aus, wie den guten König aus der eben vorgestellten Parabel aus „Varlaam i Ioasaf“.

Ein Zar, der sich als gottähnlich verstand, hatte sich auch biblisch auszudrücken, d.h. der Rückgriff auf die Heilige Schrift lag nahe, ganz gleich, ob er sich an der Erzählung über Varlaam und Ioasaf oder am üblichen Idealbild des Herrschers orientierte. Sowohl Ps. 77,38, als auch Jon. 4,2 schreiben die vom weltlichen Stellvertreter geforderte Haltung Gott zu. Umgekehrt werden Gott, beispielsweise bei Erasmus von Rotterdam im Index zu den Opera des Chrysostomos, unter Ps. 7 knapp zusammengefasst, die gleichen Eigenschaften beigelegt wie dem idealen König: „*Deus iudex iustus fortis et patiens*.“²⁵ Der Vergleich der Stellung des Herrschers gegenüber seinen Untertanen mit Gott war keine Neuerung Josif Volockijs,²⁶ sondern wir lesen unter dem Jahr 1175 im „Letopisec russkich carej“²⁷ die Feststellung: „*Estestvom bo zemnym podobn est' vsjakomu čeloveku car', vlastiju že sana, jako Bog', veščā velikij Zlatoustec*.“ In der Tat stammt die möglicherweise erste Ausformulierung des Grundsatzes der Gottähnlichkeit aus dem Umfeld des Johannes Chrysostomus, doch wohl nicht von Johannes Chrysostomus selbst.²⁸ Kaiser Arcadius reagiert auf eine Mahnung zur Milde gegenüber den rebellischen Einwohnern Antiochias durch den heiligen Macedonius (man solle den Kaiser daran erinnern, er sei nicht nur ein Kaiser, sondern auch ein Mensch)²⁹ mit dem Verweis auf seine eigene menschliche, daher fehlbare Natur, als er Gnade vor Recht ergehen ließ.³⁰ Wie kam es in Russland zu dieser Zuschreibung an den Kirchenvater selbst? Das Testament versteckt den Anspruch im Ver-

smatrjajuščā und podobnym statt pod nim.

23 Vgl. LEBEDEVA *Povest' o Varlaame i Ioasafe*, S. 73.

24 Vladimir d. Hl.: *pravda, dolgoterpenie, ljubov', smirenie, čelovekoljubie, milost'*, *Kniga stepennaja carskogo rodoslovij*, S. 98, auch S. 99; Jaropolk Izjaslavič: *tich i krotok, smiren i ljuboven, milostiv i darovit i ne otm štitelen k sogrešajuščim emu ...*, S. 177, vgl weiter: S. 194, 221, 246, 255, 267, 268, 279–280, 328, ebenso Bd. 2, S. 559 (unter Bezug auf Demokrit), S. 562, 563, 586, 610–611.

25 So der Index zu JOHANNES CHRYSOSTOMUS Opera. Hrsg. von Erasmus v. Rotterdam, zu Ps. 7 mit dem Hinweis auf Bd. 3, S. 191.

26 So BUDOVNIC *Russkaja publicistika XVI v.*, S. 98 nach dessen „Prosvetitel“.

27 Die Handschrift stammt, nach den Wasserzeichen zu urteilen, aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Vgl. *Letopisec Pereslavlja suzdal'skogo*, S. VI.

28 Die Durchsicht des Index zu den Werken des Johannes Chrysostomus in der Bibliothek der Kirchenväter erbrachte kein positives Ergebnis (vgl. Internet).

29 THEODORET VON CYRUS *Historia ecclesiastica*, Kap. XIX.

30 Johannes Chrysostomus, Homilien über die Bildsäulen (de statuis), 21, 3 (<http://www.unifr.ch/bkv/kapitel3227.htm>) (07.08.2014).

gleich „*jako boga*“, den wir auch bei Mohyla finden, hingegen folgt dort bei Mohyla zur Herrscherwürde auf die übereinstimmende Stelle unzweideutig: „*ašče bo i obrazom Boži-im počten est ...*“

Ein weiteres Indiz für eine Fälschung des Testaments sucht Soldat bei Kurbskij. Völlig verfehlt ist die These, Ivan IV. könne im Jahre 1572 ein Zitat aus Kurbskijs 1. Brief an ihn (nach Soldat erst 1577 entstanden; korrekt wäre: 1564!) aus zeitlichen Gründen kaum zu seinen eigenen Zwecken umgemünzt haben, es sei denn, das Testament wäre erst nach 1577 entstanden. (S. 242). Soldat selbst hält es allerdings für wenig wahrscheinlich, dass ein beleidigter Zar Argumente seines Gegners weiter verwendet. Das Zitat aus der Karfreitagsliturgie³¹ kannte ein frommer Russe wohl so gut wie selbst ein mäßiger deutscher Kirchgänger von heute den Text der Weihnachtsgeschichte. Es war offensichtlich sprichwörtlich geworden.³²

Schließlich scheint man mit Blick auf die Arrangen byzantinischer, speziell mönchischer, Testamente die These Soldats hinterfragen zu müssen, dass die am Anfang des Testamentes stehende literarische Beichte des Zaren als literarisches Genre typisch für das 18. Jahrhundert sei; das Testament könne daher kein authentischer Text des Mittelalters sein (S. 290), es habe nämlich in Russland vom 12. bis ins 17. Jahrhundert hinein ein festes, zwingendes, im kühlen Kanzleistil gefasstes Testamentsformular gegeben, das allein Rechtssicherheit garantierte (S. 228). Dort kennt man nämlich ähnlich Persönliches vor den Verfügungen über die Hinterlassenschaft.³³

Passt das Testament durch die Übernahme byzantinischer Muster nicht eher zu den nachweisbaren Bemühungen Ivan Groznyjs, sich als Kaiser zu profilieren, imperialen Habitus zu pflegen oder zu seinen Mönch-Spielen? Spricht die ungewöhnliche Form dann nicht gerade für die Authentizität des Testamentstextes?

Fassen wir zusammen, so scheint es uns Soldat nicht überzeugend gelungen zu sein, den Text des Testamentes selbst als spätere Fälschung zu identifizieren.

Es ist immer gefährlich, historische Forschung mit einer festen These zu beginnen, hier derjenigen Ševčenkos von einer Abhängigkeit des Testamentes von Mohyla, und dieser These die Fakten unterzuordnen, statt bis zum Ende der Quellenstudien für das abschließende Urteil offen zu bleiben. Man hätte aus der Keenan-Debatte auch *dies* lernen können.

Anders verhält es sich mit dem jüngeren Rahmen um das Testament. Immerhin kann man hier den Hinweis auf Kurbskij als Indiz für eine Fälschung deuten. Im Kommentar wird Kurbskijs „Istorija“ erwähnt, die zum wahrscheinlichsten Zeitpunkt der Abfassung des Testamentes – 1572 – noch nicht abgeschlossen war, aber erst seit den 70-er Jahren des 17. Jahrhunderts in Moskowien bekannt war und die Malinovskij 1815 im Auftrage von Graf Rumjancev in seinem Archiv des Auswärtigen hat abschreiben lassen (S. 155–156). Laut Vorrede zum Testament müssen 1739 die Texte des Kommentars bereits vorgelegen haben (S. 116). Wenn Malinovskij und Rumjancev Einfluss auf den Text genommen haben, dann gründlich und mit dem gesamten Rahmen (S. 210, 441 ff., 436, 465).

Ist also das Testament selbst echt, Rahmen, Vorwort und Kommentar aber eine Fälschung?

31 Vgl. KURBSKIJ Novyj Margarit, Lieferung 17, S. 163–164.

32 Zwei Mal auf einer Seite kommt die Redewendung im Zusammenhang mit der Ermordung des Andrej Georgievič Bogoljubskij vor. Vgl. Kniga stepennaja carskogo rodoslovija, Bd. 1, S. 241.

33 GERD Vizantijskie zaveščanja, S. 240 ff.

Ein interessantes Buch – wie dieses – wirft Fragen auf, auch literaturwissenschaftliche, auf die wir hier nicht eingegangen sind.

Quellen:

- Auszüge aus der Gennadius-Bibel (1499). Herausgegeben von Gerd Freidhof:
 – Nr. 1: Der Psalter. München 1974.
 – Nr. 2: Die Briefe an die Römer, Korinther, Galather und Epheser. Kombiniertes Teilnachdruck der Ausgabe Drevne-Slavjanskij Apostol 1–5, Sergiev Posad 1892, 1906, 1908. Frankfurt 1979.
 Biblija, sireč' Kniga vetchoho i Novogo Zaveta [Bibel von Ostroh].
http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Ostrog_Bible?uselang=de (07.08.2014).
 Carstvennaja kniga. Moskva 1965. = Polnoe sobranie russkich letopisej, t. 13.
 JOHANNES CHRYSOSTOMUS Opera. Hrsg. von Erasmus v. Rotterdam. Basel 1558, Bd. 1–5. Auch unter:
<http://www.unifr.ch/bkv/awerk.htm> (07.08.2014).
 Kniga stepennaja carskogo rodoslovija. St. Petersburg 1908, 1913. = Polnoe Sobranie Russkich Letopisej, Bd. 21, 1–2.
 KURBSKIJ, ANDREJ MICHAJLOVIČ Novyj Margarit. Historisch-kritische Ausgabe auf der Grundlage der Wolfenbütteler Handschrift. Hrsg. von Inge Auerbach. Gießen 1976–2005. = Bausteine zur Geschichte der Literatur bei den Slawen, Editionen 4, Bd. 1–4.
 KURBSKIJ, ANDREJ MICHAJLOVIČ Übersetzungen des Johannes Damascenus, in: GIM, Sobranie Chludova, Nr. 60.
 LEBEDEVA, I. N. Povest' o Varlaame i Ioasafe. Pamjatnik drevnerusskoj perevodnoj literatury XI–XII vv. Moskva 1985.
 Letopisec Pereslavlja suzdal'skogo (Letopisec russkich carej). Moskau 1995. = Polnoe Sobranie Russkich Letopisej, Bd. 41.
 Slovar' russkogo jazyka XI–XVII vv. Bd. 4. Moskva 1977.
 THEODORET VON CYRUS Historia ecclesiastica. <https://www.unifr.ch/bkv/kapitel2086.htm> (07.08.2014).

Literatur:

- AUERBACH, INGE Andrej Michajlovič Kurbskij. Leben in osteuropäischen Adelsgesellschaften des 16. Jahrhunderts München 1985.
 AUERBACH, INGE Nomina abstracta im Russischen des 16. Jahrhunderts. München 1973. = Slavistische Beiträge, Bd. 68.
 BARANOV, K. V. Ob obščej žalovannoj gramote Vasilija Temnogo rostovskim bojaram, in: Soobščeni-ja Rostovskogo muzeja 9 (1998), S. 31–54.
 BUDOVNIC, I. U. Russkaja publicistika XVI v., Moskau, Leningrad 1947.
 FOMINA, M. S. Drevnejšie spiski sbornika Zlatostruj v rannej slavjanskoj pis'menosti (XI–XII vv.). K voprosu o redakcii „Zlatostruja“ A. F. Byčkova, in: Trudy Otdela drevnerusskoj literatury 47 (1993), S. 34–53.
 FREIDHOF, GERD Vergleichende sprachliche Studien zur Gennadius-Bibel (1499) und Ostroger Bibel (1580/81): Die Bücher Paralipomenon, Esra, Tobias, Sapientia und Makkabäer, Königstein/Ts. 1972.
 GERD, L. A. Vizantijskie zaveščanja: funkcija preambuly, in: Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny 25 (1994), S. 24–256.
 GRANSTREM, E. È. Ioann Zlatoust v drevnej russkoj i južnoslavjanskoj pis'mennosti (XI–XIV vv.), in: Trudy Otdela drevnerusskoj literatury 29 (1974), S. 186–193.
 GRANSTREM, E. È. Ioann Zlatoust v drevnej russkoj i južnoslavjanskoj pis'mennosti (XI–XV vv.), in: Trudy Otdela drevnerusskoj literatury 35 (1980), S. 345–375.

- KALUGIN, V. V. Andrej Kurbskij i Ivan Groznoj. (Teoretičeskie vzgljady i literaturnaja tehnika drevnerusskogo pisatelja). Moskau 1998. = *Studia philologica*.
- LEBEDEVA, I. V. K istorii drevnerusskogo prologa: Povest' o Varlaame i Ioasafe v sostave Prologa, in: *Trudy Otdela drevnerusskoj literatury* 37 (1983), S. 39–53.
- LEVOČKIN, I. V. Sinodal'nyj spisok Izbornika Svjatoslava, in: *Trudy Otdela drevnerusskoj literatury* 37 (1983), S. 150–156.
- PATRIK HENRY III The Ekthesis of Agapetus Diaconus, in: *Greek, Roman and Byzantine Studies* 8 (1967), 281–308.
- ROMODANOVSKAJA, V. A. Gennadievskaja biblija: Zadači i principy izdanija, in: *Trudy Otdela drevnerusskoj literatury* 59 (2008), S. 245–263.
- ŠEVČENKO, I. Agapetus East and West. The Fate of a Byzantine „Mirror of Princes“, in: *Revue des Études Sud-Est Européennes* 16 (1978), S. 3–43.
- ŠEVČENKO, I. Ljubomudrejšij kyr” Agapit Diakon. On a Kiev Edition of a Byzantine Mirror of Princes, with a Facsimile Reproduction. Cambridge, Mass. 1974. = *Recenzija* 5,1, Supplement.
- SKRYNNIKOV, R. G. Duchovnoe zaveščanie carja Ivana Groznogo, in: *Trudy Otdela drevnerusskoj literatury* 21 (1965), S. 309–318.
- STÖKL, GÜNTHER Testament und Siegel Ivans IV. Opladen 1972.
- TVOROGOV, O. V. Opisanie sostava Prostrannoj redakcii Prologa po spiskam XIV–XV vekov, in: *Trudy Otdela drevnerusskoj literatury* 62 (2014), S. 269–342.
- VALDENBERG, V. Nastavlenie pisatelja VI v. Agapita v russkoj pis'mennosti, in: *Vizantijskij vremennik* 29 (1923), S. 27–34 ff.
- ZARUBIN, N. N. Biblioteka Ivana Groznogo. Rekonstrukcija i bibliografičeskoe opisanie. Leningrad 1972.

Prof. Dr. Inge Auerbach ist Archivberrätin a.D. und apl. Professorin an der Universität Marburg. Privatanschrift: In der Görtzbach 37, 35041 Marburg/Lahn (auerbach.prof@gmx.de).

REZENSIONEN

Thema: Jüdische Geschichte

DIRK SADOWSKI: Haskala und Lebenswelt. Herz Homberg und die jüdischen deutschen Schulen in Galizien 1782–1806. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010. 437 S., 1 Abb., 2 Ktn., 5 Tab., 1 Graph. = Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, 12. ISBN: 978-3-525-36990-6.

Dirk Sadowskis Monographie zu Herz Homberg und den jüdischen deutschen Schulen in Galizien (1782–1806) ist aus einer Dissertation hervorgegangen, die 2007 an der Universität Leipzig eingereicht und schließlich 2008 verteidigt wurde. In seinem Werk setzt sich Sadowski mit einem Kapitel der jüdischen Aufklärungsbewegung (Haskala) und den staatlichen Versuchen, die Jüdischheit eines österreichischen Kronlandes zu modernisieren bzw. für das Reich gemäß reformabsolutistischen Ideen nutzbar zu machen, auseinander. Konkret geht es um den in Böhmen geborenen jüdischen Aufklärer (Maskil) Herz Homberg – einen ehemals engen Vertrauten von Moses Mendelssohn –, der seit 1787 als Oberaufseher über die kurz zuvor gegründeten jüdischen deutschen Schulen in Galizien fungierte. Freilich ist Sadowskis Fragestellung nicht auf den unmittelbaren biographischen Zusammenhang begrenzt, sondern nimmt vielmehr den größeren Kontext dieses staatlichen Schulnetzes für die galizischen Juden in den Blick. Seine Untersuchung, die in methodischer Hinsicht das Paradigma der Sozialdisziplinierung dem Lebensweltansatz gegenüberstellt, basiert auf zwei Betrachtungsebenen: Zum einen auf einer Makroebene, die sich mit der praktizierten Aufklärung, dem Ineinandergreifen von staatlichem und maskilischem Diskurs auseinandersetzt, sowie auf einer Mikroebene, die der Schulwirklichkeit und der Reaktion der jüdisch-galizischen Lebenswelt auf die Ordnungs- und Disziplinierungsversuche seitens des Staates gewidmet ist.

Die jüdischen deutschen Schulen in Galizien waren kein Nebenschauplatz, sondern vielmehr Teil eines größeren staatlichen Programms der Volkserziehung im Habsburgerreich Maria Theresias und Josephs II., wobei „die Erfassung, moralische Disziplinierung und Produktivierung möglichst breiter Bevölkerungsschichten durch die Institution Schule“ (S. 61) im Zentrum dieser

Reformbemühungen stand. Dies war im Übrigen keineswegs auf das Habsburgerreich beschränkt. Unter anderem gingen auch im Zarenreich die Bemühungen in eine ganz ähnliche Richtung, wobei das reformierte österreichische Schulsystem, das sogenannte „Normalschulwesen“, zunächst als Vorbild galt.

Im Sinne des reformabsolutistischen Utilitarismus-Gedankens weitete Joseph II. 1781 die Normalschulpflicht auch auf die Juden aus. Eines der damit verbundenen Hauptanliegen war es, auf diese Weise die Landessprache, in der Regel Deutsch, unter der jüdischen Bevölkerung zu verbreiten. Insofern beanspruchte der Unterricht im deutschen Lesen und Schreiben den überwiegenden Teil der Unterrichtswoche an den jüdischen Normalschulen in Galizien, während der Unterricht in religiösen Gegenständen, wenn man vom Moralunterricht absieht, ausgeklammert blieb. Fundamentalere Unterschiede zu den Schulen für andere Bevölkerungsgruppen – für Polen und Ruthenen – war der Umstand, dass man den Gebrauch des Jiddischen als Alltagssprache durch die „reine deutsche Aussprache“ verdrängen wollte. Damit kam eine der reformabsolutistischen Obrigkeit und den Maskilim gemeinsame Ansicht zum Ausdruck, wonach Jiddisch ein korrumpiertes und verdorbenes Deutsch war, das die ganze sittliche Verwerflichkeit der Sprecher hörbar werden ließ. Da das Ziel des Staates wie auch der jüdischen Aufklärer darin bestand, die Juden zu nützlichen Staatsbürgern zu machen, sie der „Regeneration“ zuzuführen, musste folgerichtig auch die als „Jargon“ verpönte Umgangssprache der Juden im öffentlichen wie privaten Verkehr bekämpft werden, zumal ihr von maskilischer Seite ein mangelndes Ausdruckspotential für religiöse und moralische Sachverhalte unterstellt wurde. Freilich war mit der impliziten Bekämpfung des Jiddischen letztlich aber auch die Hoffnung der Obrigkeit auf eine weitgehende Assimilierung der jüdischen Untertanen verbunden.

Grundsätzlich muss dabei allerdings betont werden, dass mit der Einrichtung der staatlichen jüdischen deutschen Schulen keine Ersetzung des traditionellen jüdisch-religiösen Unterrichts verbunden war. Diese Sphäre blieb auch weiter-

hin der Aufsicht der Gemeindeeliten vorbehalten. Damit entstand eine „Dualität der Erziehungssysteme“ (S. 74), ein Nebeneinander von traditionellen jüdischen Elementarschulen, den Chadarim, und staatlichen jüdischen Normal- und Mittelschulen. Dennoch unternahm Homberg schon kurz nach Amtsantritt als Oberaufseher über die jüdischen deutschen Schulen in Galizien den Versuch, die Chadarim in Anlehnung an maskilische Prinzipien zu reformieren. Trotz seiner eindeutigen Kritik am traditionellen Unterricht im Cheder machte Homberg im Großen und Ganzen nur maßvolle Reformvorschläge, allerdings verbarg er, wie Sadowski anmerkt, einen Teil seiner wirklichen Absichten. Um nicht den Widerstand der traditionsorientierten galizischen Juden zu provozieren, nahm er in das von ihm verfochtene Curriculum auch die traditionellen Unterrichtsgegenstände – Bibel, Mischna, Gemara, Talmudkommentare – auf, während er auf die Erwähnung von Mendelssohns deutscher Pentateuchübersetzung oder dessen Kommentar, dem *Bi'ur*, tunlichst verzichtete. Homberg ging es vordergründig in erster Linie um eine angemessene Organisation und nicht so sehr um eine Erneuerung der Inhalte.

Doch auch dies konnte die galizischen Rabbiner, die Homberg 1788 durch ein Sendschreiben unter enormen Druck gesetzt hatte, kaum beeindrucken. Sie weigerten sich nicht nur, die Chadarim zu reformieren, sondern auch in zunehmendem Maße, ihre Kinder in die jüdischen deutschen Normal- und Mittelschulen zu schicken. Dies begründeten sie zum einen damit, dass ihren Kindern beim Besuch dieser Lehranstalten nicht ausreichend Zeit für die religiöse Unterweisung (in den Chadarim) zur Verfügung stehe, zum anderen aber auch mit der mangelnden religiösen Observanz der Lehrer der jüdischen deutschen Schulen. Ob Letzteres tatsächlich zutrifft oder nur als Vorwand diente, ist schwer zu beantworten. Laut Sadowski lassen sich aus den Quellen nur wenige konkrete Fälle rekonstruieren, wobei sich, dies darf nicht übersehen werden, „die Klagen vor allem auf das nichttraditionskonforme Verhalten der Lehrer im außerschulischen Alltag“ (S. 257) bezogen. Wie dem auch sei, beide Argumente sollten auf jeden Fall den Eindruck erwecken, dass die Normal- und Mittelschulen zu einer Lockerung der religiösen Bindung, zu einer Abkehr

vom Glauben beitrugen.

Bereits im Mai 1785, also noch vor Hombergs Amtsantritt, war mit Einführung des josephinischen „Judensystems“ für Galizien die Verpflichtung, die jüdischen deutschen Normal- und Mittelschulen zu besuchen, statuiert und das Fernbleiben von der Schule mit Strafen und Einschränkungen belegt worden. So wurden die Zöglinge in den Chadarim nur noch dann zum Talmud-Unterricht zugelassen, wenn sie nachweisen konnten, dass sie die Normal- und Mittelschule besucht hatten. Eine Nichtbeachtung dieser Vorschrift konnte seit Verkündung des galizischen Judenpatents im Mai 1789 zu dreitägigem Arrest sowohl des Vaters als auch des Talmudlehrers führen. Zudem mussten nach einer Verordnung vom April 1786 heiratswillige Juden vor ihrer Verheiratung das Zeugnis einer jüdischen deutschen Schule vorweisen.

Doch auch diese restriktiven Maßnahmen konnten den Widerstand der traditionsorientierten galizischen Juden gegen die Normal- und Mittelschulen und den damit verbundenen massiven Eingriff in ihre Lebenswelt nicht brechen. Ihre „lebensweltlichen Gegenstrategien“, wie es Sadowski nennt, waren äußerst effektiv. Der staatliche Versuch der Sozialdisziplinierung der galizischen Juden durch den verordneten Schulbesuch scheiterte einerseits vor allem an der vielfältigen Bestechlichkeit der Beamten und Lehrer vor Ort, andererseits aber auch an dem Umstand, dass das Sanktionsrecht entgegen Hombergs Willen auch weiterhin in den Händen der Gemeindevorsteher verblieb, die in der Praxis wenig Engagement zeigten, die von ihnen geforderte Bestrafung der Eltern oder Chederlehrer (*Melamdin*) tatsächlich durchzuführen. Damit war das Schicksal dieser Schulen besiegelt.

Sowohl die traditionsorientierten galizischen Juden als auch ein Teil der Normal- und Mittelschullehrer warfen Homberg bald Amtsanmaßung und -missbrauch wie auch Bestechlichkeit vor. Einer bevorstehenden Untersuchung all dieser Vorwürfe entzog sich Homberg 1799 durch die Flucht nach Wien. Zeit seines Lebens sollte er nicht mehr nach Galizien zurückkehren. Die von ihm beaufsichtigten jüdischen deutschen Schulen fristeten noch bis 1806 ihr kümmerliches Dasein und wurden dann aufgelöst oder in das allgemeine Volksschulwesen integriert.

Der unmittelbare Anlass für das Ende der jü-

dischen deutschen Schulen dürfte in dem Umstand gelegen haben, dass man den gut ausgestatteten jüdischen Schulfonds für das allgemeine Volksschulwesen verwenden wollte, das chronisch unterfinanziert war. Der tiefere Grund für diesen Schritt war allerdings, so Sadowskis überzeugende Interpretation, nicht so sehr der lebensweltliche Widerstand der jüdischen Bevölkerung bzw. der Wunsch nach einem Zugriff auf die Finanzen des jüdischen Schulfonds, sondern die durch Französische Revolution und Jakobinerherrschaft ausgelöste gegenaufklärerische Reaktion der Wiener Regierung. Die Furcht vor ähnlichen Entwicklungen im eigenen Reich wirkte sich nicht zuletzt auch auf das Schulwesen aus, das nun als vermeintlicher Hort von Aufklärung und Freidenkertum und damit als staatsgefährdend wahrgenommen wurde. Dies betraf ebenfalls die jüdischen deutschen Schulen in Galizien, glaubte man doch in Wien, „dass in ihnen der

Geist der Aufklärung und der natürlichen Religion wirke und Aufruhr stifte, wenngleich“, wie Sadowski betont, „Homberg bereits 1799 das Land verlassen hatte und die Schulen seitdem in Agonie lagen“ (S. 377).

Sadowskis Werk besticht durch eine breite Quellen- und Literaturlage; die methodischen Ansätze sind immer präsent, werden aber nicht überstrapaziert, sondern in hervorragender Weise dazu eingesetzt, der Fragestellung gerecht zu werden. Der Autor hat ein äußerst lesenswertes, in jeglicher Hinsicht überzeugendes Buch vorgelegt, dem eine baldige Übersetzung ins Englische zu wünschen wäre. Wer sich mit dem Wirken Herz Hombergs in Galizien und den dortigen jüdischen deutschen Schulen beschäftigen möchte, kommt an Sadowskis Standardwerk nicht vorbei.

Tobias Grill, München

TIM BUCHEN: Antisemitismus in Galizien. Agitation, Gewalt und Politik gegen Juden in der Habsburgermonarchie um 1900. Berlin: Metropol, 2012. 384 S., Abb., Graph. = Studien zum Antisemitismus in Europa, 3. ISBN: 978-3-86331-082-0.

Das Buch basiert auf einer Doktorarbeit, die an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der TU Berlin im Jahre 2011 eingereicht wurde. Die Dissertation wurde mit dem Wissenschaftlichen Förderpreis des Botschafters der Republik Polen 2011 und dem Immanuel-Kant-Forschungspreis des Bundesbeauftragten für Kultur und Medien 2012 ausgezeichnet. Am Anfang reflektiert der Verfasser aktuelle historiographische Entwicklungen und bespricht vorbildlich den Stand der Forschung samt der vorherrschenden Methodologie. In Abgrenzung zu manch anderen Autoren beabsichtigt der Verfasser sowohl der Versuchung der Mythisierung Galiziens zu widerstehen, als auch die Tendenz zu vermeiden, „aus der Rückschau auf menschengemachte Katastrophen diese in weiterer Vergangenheit anzulegen und nach Entwicklungslinien zu suchen, die das Geschehen historisch verständlich machen“ (S. 337). Ausgehend von der These Rudolf Jaworskis, dass es in Ostmitteleuropa keine antisemitischen Theoretiker von Rang, dafür aber viele Praktiker gegeben habe (S. 50), dass Antisemi-

tismus dort „kein weltanschauliches Bekenntnis, sondern vielmehr ein weitverbreitetes kollektives Einstellungsmuster, eine bestimmte vorurteilsbeladene Form des alltäglichen Umgangs mit den jüdischen Nachbarn gewesen“ sei, wendet sich der Verfasser den Ereignissen einer relativ kurzen Spanne von etwa 30 Jahren zu. Buchen skizziert den mitteleuropäischen Kontext der Ereignisse, indem er sowohl auf die damals kursierende Literatur („antijüdische Medienergebnisse“, hier auch Berichte über die Dreyfuß-Affäre), als auch auf konkrete Begebenheiten aus Deutschland, Russland und aus anderen Kronländern der Habsburgermonarchie hinweist (Pogrome und Flüchtlingswellen), die in der Öffentlichkeit Galiziens reflektiert wurden.

Der Verfasser unterteilt sein Werk in drei Themenbereiche, die er zuerst theoretisch begründet und später empirisch untersucht: Agitation, Gewalt und Politik. Wie bei dieser Themenwahl zu erwarten, hat das ländliche Galizien wenig mit dem als ruhig und fröhlich verklärten Dorf zu tun; ganz im Gegenteil: Buchens Darstellung betont die Instabilität und den Übergangscharakter der hiesigen Zustände. Die alte Ständesordnung hat sich aufgelöst, die traditionelle Sozialstruktur ist im Zerfall begriffen. Auf der Suche nach einer neuen Sozialordnung und Hierarchie wurde gleichwohl das Neue auspro-

biert, wie auch das Alte herbeibesworen. Die große Leistung des Verfassers ist, dass es ihm sehr gut und bildreich gelungen ist, die Prozessualität des Antisemitismus zu erfassen. Galizien und die zu Orten des Geschehens mutierten Lokalitäten werden von ihm als theatralische Bühnen behandelt. Die Arbeit ist flüssig und interessant geschrieben.

Die Hauptleistung des Buches besteht darin, dass es an die vergessene oder verdrängte Teilgeschichte Galiziens erinnert. Beginnend mit der Geschichte der Familie Ritter aus Lutcza bei Rzeszów, die im Jahr 1882 des Ritualmordes beschuldigt wurde, über die breitflächigen Ausschreitungen im Jahr 1898 bis zu den „Mädchenrauben“ der konversionswilligen Jüdinnen schildert Buchen das Entstehen eines dicht verwobenen Kommunikationsnetzes, das sich aus aufeinander bezogenen Reaktionen der Familie, der (bäuerlichen) Nachbarn, der Kirche, der Presse, der lokalen Macht und der entfernten Rechtsprecher bildet. Wie gewoben wurde, hing zwar von den Traditionen, lokalen Kulturen und Gewohnheiten ab, es wurde jedoch von den modernen Erwartungen wesentlich mitgestaltet. Die Gleichberechtigung war in die traditionelle Vorstellungswelt von außen hineingetragen, ihre Folgen wurden innerhalb hiesiger Erfahrungshorizonte, die den Antijudaismus mit umfassten, unvorstellbar.

Eine neue Dimension bekam der galizische Antijudaismus durch die Pogrome in Russland und die mit ihnen verbundene Flüchtlingswelle, die das Thema der ökonomischen Konkurrenz ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte. Die mit den Fremden assoziierte „Bedrohung“ wurde dann von neuen politischen Akteuren medial ausgeschlachtet. Unter ihnen wird den „Populisten und Klerikalen“ eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Unter diesen Begriffen subsumiert der Verfasser die Aktivisten der Bauern- und der christlichen Parteien, die Juden zu den gefährlichsten Antagonisten stilisierten, primär um die Konsolidierung des eigenen Lagers in die Wege zu leiten. Buchen unterstreicht die Bedeutung der Position, die von den Machthabern gegenüber der Agitation und Gewalt bezogen wurden und zeigt an deren Beispiel, wie die administrative Durchdringung der Provinz vor sich ging, aber auch wie sich die Provinz im Zentrum

(im Wiener Parlament) mit der antisemitischen Argumentation profilierte. Der Verfasser beweist, dass die Verdrängungsnarrative, die das Verschwinden der Juden durch Abwanderung hervorbrachte, von Anfang an in der Parteienagitation präsent waren. Er spricht auch von intellektuellen Eliten des Landes, die einen Einstellungswandel durchlebten, indem sie von der Idee der Assimilation und der Zivilisierung der Juden abrückten. Da sich diese „assimilationsfreundlichen“ Positionen in manchen galizischen Milieus weiterhin hartnäckig hielten, ist die Argumentation des Verfassers in diesem Punkt als pauschal zu werten.

Unter dem Strich hat sich die These Jaworskis bestätigt, wonach sich der galizische Antisemitismus theoretisch größtenteils auf Rohlings und Braftmans Werk stützte, das von lokalen Ideologen für hiesige Zwecke umgearbeitet wurde. Auch die weitere These von Jaworski, die „von einer vorurteilsbeladenen Form des alltäglichen Umgangs mit dem Nachbarn“, wird bestätigt: Die neue Ideologie half dabei, die alte Tradition aufrechtzuerhalten, die ‚eigene‘ Juden auszurauen erlaubte, da diese sich auf Kosten der Gemeinde bereichern würden. Durch den Raub würde sich die Gemeinde nur das zurückholen, was man früher verloren habe. Vor den raubenden Fremden sollte man dagegen „die Eigenen“ im wohlverstandenen Interesse beschützen. Hier überschreitet die Arbeit die zeitgenössischen und bis heute gern benutzten Interpretationsmuster, dass Fremde die eigentlichen Täter waren.

Obwohl Buchen einige Beispiele nicht vollzogener Gleichberechtigung nennt (Żywiec), geht er davon aus, dass die alte Standesordnung um die Jahrhundertwende tatsächlich überwunden war. Er ist m.E. dabei etwas zu voreilig, denn das Bestehen dieser Ordnung beschäftigte noch in der Zwischenkriegszeit die damals Lebenden und die Wissenschaftler, z.B. die Soziologen. Ob die post-ständischen Abhängigkeiten als kolonial bezeichnet werden können, steht dabei auf einem anderen Blatt. Schließlich müsste man, wenn man diesen Begriff verwendet, zwischen unterschiedlichen Stufen dieser Abhängigkeit unterscheiden können.

Interessant ist auch, dass Buchen, obwohl religiös untermauerte Vorstellungen in seinen Ausführungen eine große Rolle spielen, die üblichen

Jahrhundertwendeängste überhaupt nicht thematisiert. Hat man sich denn in Galizien vor dem anrückenden Weltende nicht gefürchtet, das man durch die Wiederherstellung der alten Ordnung abzuwenden versuchte?

Es ist auch schade, dass das Kapitel zu verhinderten antisemitischen Ausschreitungen ein

* * *

Wokół akulturacji i asymilacji żydów na ziemiach polskich. Pod redakcją Konrada Zielińskiego. Lublin: Wydaw. Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej, 2010. 189 S., Tab., Graph. ISBN: 978-83-227-3052-2.

Nachdem dicke Werke über Zionisten, Bundisten und etwas schmalere über die Orthodoxie in den polnischen Ländern erschienen sind, wird nun endlich in dem hier besprochenen Buch die Geschichte des vierten wichtigen Milieus unter den polnischen Juden angeschnitten: nämlich die der sog. Assimilierten. Lange konnte sich normativ die zionistische und die bundistische Sicht auf diese Gruppe der Judenheit behaupten: Es seien ja die „Hausjuden“ der Polen (Saul R. Landau, 1907), feige Schwächlinge und Verräter des wahren Judentums. Im 20. Jahrhundert sei die Assimilationsbewegung sowieso schon antiquiert und inadäquat, sie werde hinter den neuen dynamischen Kräften des Judentums zurücktreten müssen: Man hat die Krise der Assimilation besungen. Den polnischen Autoren dagegen dienten die Assimilierten ausschließlich als ein Beweis für die Stärke der polnischen Kultur; sie sollten auf individueller Ebene die Assimilationsleistung des Polentums veranschaulichen. Was die „Assimilation“ überhaupt bedeutete und wonach ihre Träger strebten, hat sich so gut wie niemand gefragt. Das allein dastehende, wunderbare Buch von einem der „Assimilationsträger“, dem Soziologen Aleksander Hertz, ist offensichtlich zu früh und in einer von anderen Prämissen geleiteten Zeit erschienen (*Żydzi w kulturze polskiej*. Warszawa 1988) und hat kaum eine Nachfolgeleistung provoziert. Erst im neuen Jahrtausend erschien das Pionierbuch von Anna Landau-Czajka (*Syn będzie Lech ... Asymilacja Żydów w Polsce międzywojennej*. Warszawa 2006), das sich jedoch nur auf eine Gruppe der Assimilierten, die der „jüdischen Polen“, beschränkte. Landau-Czajka ist ja auch eine der Vordenkerinnen des hier besprochenen Buch-

Torso geblieben ist. Im engeren Sinne gehörte es nicht zum eigentlichen Thema der Dissertation, aber weiter gefasst könnten solche verhinderten Ausbrüche vielleicht weit mehr über die Mechanismen des regionalen Antisemitismus verraten als die tatsächlich stattgefundenen.

Hanna Kozińska-Witt, Rostock

leins gewesen. Die Autoren des Bandes waren sich wohl des reduktionistischen Charakters der von ihr vorgenommenen Eingrenzung bewusst und versuchten diese zu hinterfragen (S. 110–111).

Den roten Faden des Werkes macht also die Überlegung aus, was der Begriff der „Assimilation“ eigentlich bedeutet. Der Ausgangspunkt der definitorischen Reflexion bildet das von Tedd Engelmann verfasste und in dem renommiertesten Informationswerk zu ost- und ostmitteleuropäischen Juden, *The YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*, publizierte Lemma. Engelmann weist dort darauf hin, dass unter einem Begriff der „assimilation“ ganz unterschiedliche Phänomene verstanden werden könnten, die die äußerlichen Veränderungen in dem Verhalten der Juden und ihrem Status widerspiegeln: nämlich die Akkulturation, die Integration, die Emanzipation und die Säkularisierung.

Die Geschichte des Terminus und die mit ihm verbundenen unterschiedlichen Inhalte werden in einem einleitenden Artikel von AGNIESZKA JAGODZIŃSKA dargestellt. Schon der Beitragstitel klingt symptomatisch: „Die Assimilation d.h. von der Hilflosigkeit des Historikers“. Sie analysiert die Schnittstellen zwischen der *haskala*, dem Fortschritt, und der „Assimilation“ (leider übergeht sie dabei die „Reform“). Beiläufig weist die Autorin auf die Tatsache hin, dass der Begriff der *haskala* in den polnischen Ländern nicht benutzt wurde, was dazu führte, dass die Forschung dieses Phänomen dort nicht vermutet habe (S. 21 und 28). Interessant wäre dabei die Bemerkung, dass die gleich orientierte Forschung lange Zeit auch die Etabliertheit der „Assimilation“ übersah, obwohl dieser Begriff durchaus benutzt wurde. Jagodzińska weist darauf hin, dass gerade die von Engelmann unterstrichene große Breite des Begriffs unweigerlich zu Missverständnissen führen muss. Sie plädiert dafür, wenigstens zwischen der deskriptiven Pro-

zess- oder aber präskriptiven Programmbeschreibung zu unterscheiden. Die Hauptleistung dieses Buches liegt wahrscheinlich gerade darin, dass es eine neue Sensibilität gegenüber der unreflektierten Benutzung des Begriffes der „Assimilation“ im wissenschaftlichen Milieu weckt.

Der Reflexionsfaden wird von den weiteren Beitragenden nur wenig verfolgt. Vielmehr, um der antizipierten definitorischen Unschärfe zu entgehen, versuchen sie gar nicht am Begriff zu feilen, sondern vertrauen voll auf die Macht der Empirie. In acht kurzen Artikeln stellen sie neue, bis jetzt wenig und gar nicht bearbeitete Fälle vor: beispielsweise die Akkulturation der Juden in der Verwaltung oder aber im kriminellen jüdisch-polnischen Milieu. Das Buch konzentriert sich fast ausschließlich auf die russischen Teilungsgebiete (Kongresspolen) und dort vorwiegend auf die Kleinstädte (z.B. Radom, Lublin). Die thematische Bandbreite reicht von der Zwangsakkulturation der Juden in Radom während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ein Preis für das Bleibe- und das Wohnrecht war, über die Beamtenkarrieren der Juden in der russischen Verwaltung, die gegenseitige Wechselbeziehungen von Juden und Polen im kriminellen Milieu sowie die Bedeutung der Gefangenschaft für die Akkulturation und reicht schließlich zu einer Analyse der Darstellung von Juden in den Romanen eines polnischen Nationaldemokraten, Artur Gruszecki. Zwei Beiträge sprengen den eigentlichen Rahmen der *case studies*: Der erste bespricht das Phänomen der sog. Neoassimilation unter dem Aspekt der von ihren Anhän-

gern vertretenen politischen Ideologie, der zweite analysiert das politische Bewusstsein der jungen Juden, die vollständig in der Zweiten Polnischen Republik sozialisiert wurden. Der letztere Beitrag stellt die zahlenmäßige Stärke und Sozialstruktur der jüdischen Minderheit in Polen nach 1989 heraus.

Das große Verdienst des Herausgebers dieses Bandes, Konrad Zieliński, liegt darin, dass die Beitragenden zueinanderfanden und dass in dem Band die Theorie mit den konkreten Fällen abgeglichen wird. Das Buch an sich spiegelt die Entwicklung wider, die das Fach „Geschichte der polnischen Juden“ in Polen in den letzten Jahren durchgemacht hat. Erstens beschränkt man sich nicht mehr nur auf einen „wertneutralen“ Forschungsüberblick am Buchanfang, sondern reflektiert über die Forschung und die Theorie. Diese Reflexion ist nicht omnipräsent, die Theorie nimmt nicht Überhand, denn die Empirie ist den Autoren wichtiger, was ihr gutes Recht ist. Zweitens orientiert sich die Reflexion ausschließlich an den englischsprachigen *cultural studies*; die wichtigsten Werke dieser Wissenschaftsrichtung zum Thema sind von den Beitragsautoren gelesen und rezipiert worden. Vergleiche mit den „Assimilierten“ anderer Nationalitäten oder mit den Beheimateten in anderen Regionen Mitteleuropas (z.B. in Ungarn oder aber in Deutschland) werden noch nicht gewagt. Man darf gespannt sein, wie sich die Dinge weiter entwickeln.

Hanna Kozłowska-Witt, Rostock

* * *

BUŃATOVÁ, MARIE Die Prager Juden in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg. Handel und Wirtschaftsgebaren der Prager Juden im Spiegel des Liber albus Judeorum 1577–1601. Kiel: Söllivagus-Verlag, 2011. 341 Seiten. ISBN: 978-3-9812101-6-3.

Bei den *Libri albi Judeorum*, den sogenannten Weißen Judenbüchern (tsch. *Knihy židovské bílé*), handelt es sich um Rechtsdokumente christlicher Provenienz, denen für das Studium des frühneuzeitlichen Prag und besonders für die Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der dortigen jüdischen Gemeinde größte Bedeutung zukommt. Die von 1577 bis 1857 geführten Bü-

cher der Prager Altstadt, insgesamt 93 Bände, sind vollständig überliefert und liegen heute im Archiv der Hauptstadt Prag (*Archiv hlavního města Prahy*). Die Anlage dieser separaten juristischen Bücher erfolgte vermutlich durch einen Befehl der Böhmisches Kammer – in rechtlicher Hinsicht galten die jüdischen Einwohner Prags als „Besitz“ der Kammer (*servi camerae*) – an den Rat der Prager Altstadt. Der Landesherr gewann auf diese Weise allgemein eine bessere Kenntnis über das Vermögen der jüdischen Bevölkerung, und die einzelnen Behörden konnten solider die Höhe regelmäßiger oder außerordentlicher Steuern festlegen. Gleichzeitig erhielt die jüdische Bevölkerung allerdings auch, und diese

Überlegung war ebenfalls im Interesse des Königs, größere Sicherheiten für ihr Leben und ihre geschäftlichen Tätigkeiten. Ihrem Charakter nach sind die *Libri albi Judeorum* – der erste Band von 1577 bis 1601 wurde ausschließlich in tschechischer Sprache geführt, der zweite (1601–1701) auf Tschechisch und Deutsch, die übrigen nur noch auf Deutsch – Bücher der städtischen Gerichtsbarkeit. Sie dienen zur Verschriftlichung sämtlicher rechtlichen Angelegenheiten zwischen Christen und Juden oder zwischen zwei jüdischen Parteien. Sie enthalten entsprechend Einträge zu einer Vielzahl von Rechtsgeschäften und Angelegenheiten, etwa zum Erwerb und Verkauf von Immobilien, zu Obligationen und Testamenten. Daneben enthalten sie Urteile verschiedener Gerichtsinstanzen, des Stadtgerichts, des Prager Appellationsgerichts und des Oberstburggrafenamtes beispielsweise oder niederer Instanzen der Altstädter Selbstverwaltung wie des Sechsherrenamtes oder des Zehnherrnamtes.

Auf diese außergewöhnliche Quelle vor allem stützt sich Marie Buňatová in ihrer 2009 an der Universität Wien eingereichten historischen Dissertation über die Wirtschafts- und Handelsgeschichte der Prager Juden in der Frühen Neuzeit, die nun in einem noch jungen Kieler Wissenschaftsverlag im Druck erschienen ist. Missverständlich ist freilich die zeitliche Angabe des ersten *Liber albus Judeorum* im Untertitel, denn die Untersuchung erfasst einen wesentlich größeren Zeitraum als die gut zwei Jahrzehnte von 1577 bis 1601: In mehreren Kapiteln wird die sehr viel längere Zeitspanne von 1497 bis 1620 – von der jagiellonischen Herrschaft in den böhmischen Ländern bis zur Schlacht am Weißen Berg bei Prag und den mit ihr einhergehenden politisch-rechtlichen Umbrüchen – behandelt. Im Zentrum der klar strukturierten, auf hohem Niveau argumentierenden und sehr gut lesbaren Abhandlung stehen eine Definition der juristischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung der Prager jüdischen Gemeinde im Rahmen der frühneuzeitlichen Gesellschaft Böhmens und die Charakterisierung der Beziehungen dieser jüdischen Kommunität mit der christ-

lichen Bevölkerung. Dabei wird eine Vielzahl von Einzelfragen aufgegriffen und diskutiert: die Entwicklung der einschlägigen Gesetzgebung, der einzelnen Formen des Geld- und Warenkreditwesens, das Verwaltungssystem der jüdischen Bevölkerung, die Entwicklung ihrer Steuerpflichten, die gesellschaftliche Herkunft der Christen, die mit den Juden Kreditbeziehungen eingingen, sowie allgemein die Frage nach der Zusammenarbeit von Christen und Juden bei Finanztransaktionen.

Die Ergebnisse der Studie, die neben der eingangs genannten Hauptquelle eine große Zahl weiterer archivalischer und gedruckter Quellen heranzieht und darüber hinaus eine souveräne Kenntnis der vielsprachigen Fachliteratur erkennen lässt, sind reichhaltig und nicht nur für die Geschichte der Prager Juden von Belang. Überdies ist der räumliche und zeitliche Schwerpunkt der Studie gut gewählt, entwickelte sich die zu Beginn des 16. Jahrhunderts rund 600 Personen umfassende jüdische Gemeinde in der böhmischen Hauptstadt doch in rudolfinischer Zeit zu einer der größten und bedeutendsten Gemeinden in ganz Mitteleuropa. Von dem gewaltigen Aufschwung Prags während der Herrschaft Rudolfs II. profitierte eben auch, das belegen nicht zuletzt die seit 1575 errichteten Synagogen sowie die vielen neuen Häuser reicher Handelsleute, die Prager Judenstadt; sie entwickelte sich, wie Buňatová betont, zu einer Metropole in der Metropole. Wer diese Gemeinde nach außen hin vertrat, wer in ihr zur Oberschicht zählte und führende Funktionen wahrnahm und wer schließlich die üppigsten finanziellen Möglichkeiten besaß – all das und noch viel mehr wird auf breiter Quellenbasis rekonstruiert, diskutiert und analysiert. Die Prager jüdischen Händler waren schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts für die christlichen Geschäftsmänner eine ernstzunehmende Konkurrenz gewesen, und entsprechend liest sich ihr Aufstieg parallel als eine Geschichte von Beschränkung, Diskriminierung und rechtlicher Ausgrenzung. Auch das ist Teil dieser bemerkenswerten, intellektuell ebenso anregenden wie aufregenden Arbeit.

Joachim Bahlcke, Stuttgart

* * *

GEOFFREY P. MEGARGEE: *The United States Holocaust Memorial Museum Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933–1945. Vol. 1: Early Camps, Youth Camps, and Concentration Camps and Subcamps under the SS-Business Administration Main Office (WVHA).* Foreword by Elie Wiesel. Bloomington: Indiana University Press, 2009. 1796 S., 192 Abb., 23 Ktn. ISBN: 978-0-253-35328-3.

GEOFFREY P. MEGARGEE / MARTIN DEAN: *The United States Holocaust Memorial Museum Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933–1945. Vol. 2: Ghettos in German-Occupied Eastern Europe.* Introduction by Christopher Browning. Bloomington: Indiana University Press, 2011. 2036 S., 192 Abb., 20 Ktn. ISBN: 978-0-253-35599-7.

The Yad Vashem Encyclopedia of the Ghettos During the Holocaust. Vol. 1 (A–M): LXXVI, 507 S., zahlr. Abb.; Vol. 2 (N–Z): 560 S., zahlr. Abb., DVD. Editor in chief Guy Miron. Co-editor Shlomit Shulhani. Jerusalem: Yad Vashem Publishers, 2009. ISBN: 978-965-308-345-5.

DAN MICHMAN: *Angst vor den „Ostjuden“. Die Entstehung der Ghettos während des Holocaust.* Aus dem Englischen übersetzt von Udo Rennert. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch, 2011. 282 S., Abb. = *Die Zeit des Nationalsozialismus.* ISBN: 978-3-596-18208-4.

Vor nahezu anderthalb Jahrzehnten begann das United States Holocaust Memorial Museum damit, Angaben und Mitteilungen über die Zwangswohnviertel für Juden und die Konzentrations-, Arbeits- und sonstigen Zwangslager zu dokumentieren, welche die Nationalsozialisten zwischen 1933 und 1945 einrichteten. Aus eher bescheidenen Anfängen erwuchs ein gigantisches, bis 2025 auf sieben Bände angelegtes Publikationsvorhaben, denn die Zahl der nachgewiesenen Einrichtungen dieser Art stieg ständig an. Gingen die Forscher anfangs von 7000 aus, so ist man derzeit bei 42.500 angelangt, darunter 30.000 Zwangsarbeitslager, 1150 Ghettos, 980 KZs, 1000 Kriegsgefangenenlager und 500 Bordelle. Die übrigen dienten speziellen Zwecken der NS-Bevölkerungspolitik – dem Mord an Schwachen und Kranken, erzwungenen Abtreibungen, der Eindeutschung von Häftlingen –,

oder sie waren Durchgangsstationen auf dem Weg in die Vernichtungslager.

Dem 2009 in zwei Teilen erschienenen ersten Band lassen sich Informationen über 110 frühe und ‚wilde‘ Lager, 23 Hauptlager, die dem Wirtschaftsverwaltungs-Hauptamt der SS unterstanden (darunter Dachau, Buchenwald und Auschwitz), 898 diesen untergeordnete Filiallager, 39 Lager von SS-Baubrigaden und drei sog. Verwahrlager für eingesperrte Kinder und Jugendliche entnehmen. Allein in der größten deutschen Stadt konnten die Forscher am Ende rund 3000 Lager und sog. Judenhäuser ausfindig machen, während in Hamburg 1300 festgestellt wurden. Diese Zahlen widerlegen wieder einmal die Behauptungen zahlreicher Deutscher in den ersten Nachkriegsjahren, man habe von den Stätten des NS-Unrechtssystems, das zahllose Gruppen von Menschen schon vor Kriegsbeginn einem kalkulierten Massenmord aussetzte, nichts gewusst.

Schon im ersten Band bilden die Lager und Filiallager im besetzten Osteuropa einen Schwerpunkt, darunter in Polen Auschwitz (A: 203–275), Krakau-Plaszow (B: 861–873), Lublin-Majdanek (B: 875–897) und Warschau (B: 1511–151). Aus Danzig wird Stutthof (B: 1419–1489), aus Litauen das Lager Kaunas (A: 847–860), aus Lettland Riga-Kaiserwald (B: 1229–1253) und aus Estland Vaivara (B: 1491–1509) berücksichtigt. Somit lassen sich die Befunde des USHMM gut mit dem vergleichen, was zuletzt in einem deutschen Handbuch zusammengetragen wurde (siehe die betreffenden Abschnitte des neunbändigen Kompendiums *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. Hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel. München 2005–2009).

Einführungen zu den einzelnen Abschnitten und Hauptlagern geben Auskunft über die historische Entwicklung der jeweiligen Einrichtungen. Zur Kontextualisierung tragen zudem 192 Fotografien und 23 Karten bei. Hinweise auf wichtige Literatur und auf Archivbestände sowie Einzelbelege zu den benutzten Quellen laden zur weiteren Befassung mit dem Thema ein. Drei getrennte Register der Orte, der Personen sowie der Firmen und Organisationen runden das Nachschlagewerk ab.

Der zweite, 2012 von Martin Dean verant-

wortlich herausgegebene Band über die „Gettos im deutsch besetzten Osteuropa“ verfolgt die antijüdische Gettoisierungspolitik der nationalsozialistischen Machthaber in den polnischen und sowjetischen Gebieten. Eine knappe Gesamteinführung zu den „polnischen Gettos“ (A: XXVI–XXXV) hat Christopher Browning verfasst. Jedem Eintrag folgt der Name der Verfasserin bzw. des Verfassers und der Übersetzer; mehrere Hundert Personen waren als Mitautorinnen und -autoren beteiligt.

Angesprochen werden mehr als 1100 Orte in 19 Verwaltungsbezirken, die jeweils durch eigene Einleitungen vorgestellt werden. Die Orte sind danach aufgeteilt in die in den annektierten westpolnischen Gebieten (Zichenau, Warthegau, Ost-Oberschlesien), im Generalgouvernement (A: 185–854) mit seinen fünf Distrikten und im Distrikt Bialystok (A: 855–987) geschaffenen Einrichtungen. Dem folgen Einträge zu den Lagern in den östlich daran anschließenden Gebieten in der besetzten Sowjetunion – ohne Zweifel der Abschnitt des Lexikons mit dem größten Neuigkeitswert. Hier finden sich auch zahlreiche Orte, die bis 1939 zur polnischen Republik gehört und danach unter sowjetischer Verwaltung gestanden hatten.

Die Einträge zu den Gettos nehmen jeweils Bezug auf außergewöhnliche Vorfälle, die Lebens- und Arbeitsbedingungen, die Tätigkeit von Judenräten, jüdische Reaktionen auf die Verfolgung, die demografische Entwicklung und auf Art und Weise der Vernichtung des Gettos. Sie enthalten zudem Auszüge aus Zeugnissen der Insassen und Zitate aus anderen Quellen, in denen sich der Charakter des betreffenden Zwangswohnviertels widerspiegelt.

Idealerweise sollen die Einträge darüber Auskunft geben, wann und von wem das Lager errichtet wurde und welchem – ursprünglichen und späteren – Zweck es diente, wer die Bewachung und Leitung innehatte, welche Kategorie von Häftlingen gefangen gehalten wurde, welche Art von Arbeit sie gegebenenfalls verrichten mussten und von welchen Unternehmen und Institutionen sie beschäftigt wurden. Zudem interessiert, wie viele Häftlinge sich im Lager aufhielten, wodurch sie zu Tode kamen, welche Interaktionen, welche wiederkehrenden Elemente einer Alltagskultur sich eventuell unter den Gefangenen her-

ausbildeten. Weitere Fragen betreffen besondere Ereignisse wie Widerstandsakte, kollektive oder individuelle Versuche, dem Lager durch Flucht zu entkommen, die Umstände bei der Auflösung, Evakuierung oder Befreiung der Lager und den weiteren Lebensweg der Täter: Wurden sie vor Gericht gestellt und – falls ja – mit welchem Ergebnis verurteilt? Nicht für alle Orte lässt sich dieser Katalog befriedigend abarbeiten, doch enthält die Enzyklopädie allemal weit mehr Informationen als die bisher zugänglichen, meist schon vor Jahrzehnten erschienenen Nachschlagewerke in den Landessprachen der betroffenen Regionen. (Siehe beispielsweise: *Obozy hitlerowskie na ziemiach polskich 1939–1945*. Informator encyklopedyczny. Hg. v. Czeslaw Pilichowski [u.a.]. Warszawa 1979.) Künftige Bände der Enzyklopädie werden weitere Orte auführen bzw. Vorgänge in Osteuropa aufgreifen, etwa im Band über die Kriegsgefangenenlager und über die Vernichtungslager der „Aktion Reinhardt“ im besetzten Polen.

Auch die Jerusalemer Gedenk- und Forschungsstätte für die unter dem Nationalsozialismus ermordeten Juden hat nach langjährigen Vorarbeiten ein Lexikon der Gettos im Osten Europas herausgegeben. Es enthält rund 1100 Einträge zu Orten, die seinerzeit von Deutschland und seinen Verbündeten beherrscht wurden und heute in zwölf verschiedenen Staaten liegen. Die Hauptautorinnen und -autoren für die Artikel zu den Gettos in einzelnen Teilgebieten entstammen dem Personal der Forschungseinrichtung. Jeder Buchstabe wird mit einem Zitat aus dem Zeugnis einer oder eines Überlebenden eingeleitet, das mit einem der folgenden Orte in Verbindung steht.

Die Länge der Beiträge ist nach der Größe, Dauer und Wichtigkeit der Gettos gestaffelt, wobei Warschau naturgemäß herausragt und auch Lodz und Theresienstadt ausführlicher abgehandelt werden; nur diese Beiträge sind mit den Namen ihrer Verfasserinnen gezeichnet (Havi Dreifuss, Michal Unger bzw. Ruth Bondi). Im Fall von Minsk beruft sich das Lexikon auf Dan Zhits.

Einträge von etwa 7 Seiten sind Budapest, Kaunas, Krakau, Lemberg, Riga, Sosnowiec oder Wilna gewidmet, und etwas weniger wiederum Bialystok, Kielce, Lublin und anderen

Städten. In diesen letzteren Fällen enthält der standardisierte Aufbau einen Blick auf die Lage vor Beginn der Besetzung, der manchmal bis 1918 zurückreicht, dann eine Schilderung der Besetzungsherrschaft. Dabei stehen die Reaktionen jüdischer Institutionen und Akteure, die oft namentlich genannt werden, im Mittelpunkt. Der fatale Weg der Opfer über verschiedene Stationen der Entrechtung und Lebensbeschränkung wird bis zur Auslöschung der jeweiligen Jüdischen Gemeinde nachgezeichnet. Schließlich wird – sofern nachweisbar – dem jüdischen Untergrund und Widerstand Rechnung getragen. Die Angaben zur Masse der übrigen, kürzeren Einträge sind dem seit 1969 in vielen Bänden bei Yad Vashem auf Hebräisch erschienenen Sammelwerk „Pinkas ha-Kehillot“ entnommen (Kurzfassung auf Englisch in drei Bd.: *The Encyclopedia of Jewish Life before and during the Holocaust*. Jerusalem, New York 2001). Die Namen der vor Ort für die Deportationen konkret verantwortlichen Personen finden meist keine Erwähnung.

Das Nachschlagewerk enthält eine „Allgemeine Einleitung“, in der die Herausgeber ihren Untersuchungsgegenstand definieren als „any part of a preexisting settlement occupied by Nazi Germany where Jews were forcibly confined for at least a few weeks“ (S. XL). Es werden auch zahlreiche Einrichtungen dieser Art in Ungarn und Rumänien einbezogen; die Mehrzahl der von den Rumänen in Transnistrien errichteten Gettos ist nach Auffassung der Herausgeber noch nicht genügend erforscht; daher sind ihre Namen nur im Anhang aufgelistet. Dort finden sich zudem Informationen über „Judenhäuser in Germany“ (S. 999–1001) und ein Glossar (S. 1003–1021). Die Auswahlbibliografie enthält neben den englischen u.a. auf Polnisch, Hebräisch und Jiddisch erschienene Studien.

Auf Quellennachweise wird verzichtet, da das reich bebilderte Lexikon sich an ein breiteres Publikum wendet. Vereinzelt wird auf Unsicherheiten in der Überlieferung hingewiesen. Übersichtskarten am Beginn und Schluss der Bände ermöglichen die rasche Lokalisierung einzelner Gettos; einfache, schematische Karten (S. 1030–1035) zeigen die Lage der Orte mit Gettos, bilden jedoch nicht die Grenzen der zeitgenössischen Verwaltungseinheiten ab, denen die Gettos

im Text immer zugeordnet werden. Orte im 1939 von der Roten Armee besetzten und dann 1941 von der Wehrmacht eingenommenen Ostpolen sind einige Male falsch lokalisiert: So lagen Pruzana und Linowo nicht im Reichskommissariat Ukraine, sondern im sog. Bezirk Bialystok. Ein Personenregister fehlt leider, so dass übergreifende Vorgänge sich hierüber nicht erfassen lassen.

Fotos sind mitunter falschen Kontexten zugeordnet, manchmal die Übersetzungen zu abfotografierten Schriftzügen auch ungenau oder irreführend – auf einem Warschauer Foto heißt es beispielsweise: „Seuchensperrgebiet. Nur Durchfahrt gestattet“, was folgendermaßen erläutert wird: „Typhus. Passage permitted only while traveling“ (nach S. 196).

Die Stärken der „Yad Vashem Encyclopedia“ liegen da, wo es ihr gelingt, den aktuellen israelischen Forschungsstand zu den Gettos zu bündeln. Dieser beruht weitgehend auf Zeugenberichten von Überlebenden und auf den Erinnerungsbüchern der ausgelöschten Gemeinden; die in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten in Osteuropa – der Region, wo sich das Geschehen abspielte – enorm angewachsene historische Forschungsleistung wird nicht immer mit berücksichtigt.

Sehr beeindruckend sind schließlich die mit einem erläuternden Kommentar unterlegten Filmaufnahmen unterschiedlicher Provenienz, die auf einer DVD beigefügt sind. Sie enthalten überwiegend Szenen aus Gettos in Polen – den annektierten westpolnischen Gebieten (Będzin, Brzeziny, Kutno, Płońsk) und dem Generalgouvernement (Krakau, Nowe Miasto nad Pilicą, Nowy Sącz, Tarnów und Warschau) –, daneben einen kurzen Ausschnitt aus Aufnahmen der Propaganda-Kompanien der Wehrmacht aus Mogilev von 1941 und längere Szenen aus dem umfangreichen Filmmaterial über Theresienstadt.

Das Getto-Lexikon enthält einen grundlegenden, vor der „Allgemeinen Einleitung“ platzierten Artikel von Dan Michman, dem Leitenden Historiker von Yad Vashem, über „The Jewish Ghettos under the Nazis and their Allies: the Reasons behind their Emergence“ (S. XIII–XXIX), der sich mit dem Bedeutungswandel des Getto-Begriffs unter der NS-Herrschaft befasst. Waren damit anfangs die – in Polen schon vor

1939 bestehenden – Judenviertel gemeint, so verstanden die Machthaber seit 1941 unter Getto eher die städtische Version eines Zwangslagers, und 1942 sahen sie es schließlich als Vorstufe zur restlosen physischen Vernichtung seiner Insassen an.

In der seit 2010 auf Englisch (*The Emergence of Jewish Ghettos during the Holocaust*, Cambridge und New York) und nun auf Deutsch vorliegenden, mit sämtlichen Nachweisen versehenen Version untersucht Michman den Vertreibungs-Begriff der Nationalsozialisten eingehend aus linguistischem und kulturgeschichtlichem Blickwinkel. Dazu beschreibt er zunächst den Kenntnisstand zur Herausbildung der Gettos in Standardwerken zum nationalsozialistischen Judenmord und skizziert dann den Ursprung des Begriffs in der Frühneuzeit sowie die Verwendung von Getto und Gettoisierung im europäischen Geistesleben. Nach einem Blick auf die Frage jüdischer Wohnbezirke in NS-Deutschland und den ideologischen Diskurs zwischen 1933 und 1938 wendet er sich dem ersten fundamentalen Bedeutungswandel zu, der auf Peter-Heinz Seraphims voluminöse Dissertation „Das Judentum im osteuropäischen Raum“ von 1938 zurückzuführen ist. Seitdem meinten die maßgeblichen Planer von der SS mit Getto die – in Polen schon vor 1939 bestehenden – Stadtviertel, in denen mehrheitlich Juden wohnten und deren Alltagsleben von der jüdischen Religion geprägt war. Dorthin sollte, wie der angehende Chef des Reichssicherheitshauptamts Heydrich drei Wochen nach Kriegsbeginn anordnete, die jüdische Landbevölkerung im eroberten Raum vertrieben werden; wie dies zu geschehen hatte, blieb den Machthabern im jeweiligen Gebiet überlassen. Die meisten Gettos im Generalgouvernement wurden aber erst 1941 eingerichtet, lange nach Einsetzung der Judenräte. Michman begründet dies damit, dass es hier zu unterschiedlichen Zeitpunkten verschiedene Typen von Gettos mit jeweils spezifischen Funktionen gab. So sollten die ersten Gettos dazu beitragen, die in den Augen der Eroberer durch die Ostjuden gegebene existenzielle Bedrohung (Seuchengefahr, widerständiger ökonomischer und intellektueller Einfluss der Juden auf die einheimischen Nicht-Juden) zu verringern. Später verstanden die Machthaber unter Getto zunehmend die städti-

sche Version eines Zwangslagers, das die Juden daran hindern sollte, sich Ressourcen zu verschaffen, die allein für die deutschen Kriegsanstrengungen vorgesehen waren. Sie dienten nun der Behebung von immer wieder neuen Sachzwängen, die die Besatzer mit ihrer rabiaten Bevölkerungs- und rücksichtslosen Lebensraum-Politik erst schufen. Unter strenger Aufsicht deutscher Behörden und meist von Judenräten geleitet, hatten die Gettos die jüdische Bevölkerung zu isolieren, bis die Pläne für ihre Vertreibung – 1939 in ein „Reservat“ im Generalgouvernement, 1940 nach Madagaskar – verwirklicht würden. Zu einer großen Welle von Getto-Gründungen kam es im Frühjahr 1941, als beim Aufmarsch an der Grenze zur Sowjetunion zahlreiche Polen zunächst der Unterbringung von Wehrmachtseinheiten weichen mussten, ehe sie in den Wohnungen gettoisierter Juden einquartiert wurden. Zwischen Mitte 1941 und Mitte 1942 richteten die Eroberer in der Sowjetunion hunderte solcher Elendsviertel als Vorstufe zur restlosen physischen Vernichtung ihrer Insassen ein. Mit *dieser* Art Getto – einem Sammellager, aus dem die Opfer für die Deportationen in die Vernichtungslager und für Massenerschießungen abgeholt wurden –, endete im Herbst 1942 im Generalgouvernement, wo der Großteil der Jüdischen Gemeinden mittlerweile vernichtet worden war, die „Aktion Reinhardt“.

Die Einrichtung von Gettos sollte jedoch – bis Mitte 1941 – keineswegs eine Station auf dem Weg zur totalen Auslöschung der Gemeinden sein. Sie war vielmehr Ausdruck von Zögerlichkeit und Ratlosigkeit. Der vorletzte Aufenthaltsort auf dem Weg zur planmäßigen Ermordung wurden die Gettos erst mit Hitlers Entschluss vom Sommer 1941, der den Weg zum Endziel wies: die Juden im deutschen Machtbereich umzubringen. Um diesen Auftrag ins Werk zu setzen, waren Gettos aber nicht unbedingt notwendig, und so hatte ein großer Teil der ermordeten Juden nie in einem nationalsozialistischen Getto gewohnt.

Der mit seiner Masse an Informationen ungeheure Umfang des Projekts am United States Holocaust Memorial Museum verdeutlicht, dass das Geschehen in den Zwangslagern und Gettos beim nationalsozialistischen Welteroberungskampf nicht bloß einen vergleichsweise unbe-

deutenden Nebenschauplatz einnahm. Diese Einrichtungen waren für die Art der deutschen Kriegführung vielmehr konstitutiv, die dort praktizierte äußerste Brutalität sollte den Endsieg erringen helfen, indem die Juden großteils konzentriert, isoliert und unter mörderischen Bedingungen zur Arbeit gezwungen wurden; auch Millionen übrige Osteuropäer versklavten die deutschen Eroberer für die Rüstungsproduktion und andere Vorhaben. All diese Vorgänge stehen damit in engem Zusammenhang mit Hitlers Forderung vom Oktober 1939 nach einer gewaltsamen ethnografischen Neuordnung. Bezog sie sich zunächst auf den Grenzraum zwischen Deutschland und Polen, so griff sie 1941 ins Kontinentale aus. Und damit stellten nicht mehr politische Gegner – wie seit 1933 – das Gros der Gefangenen, sondern als minderwertige Rassen oder Nationen Definierte: Juden, Russen, Polen sowie Sinti und Roma.

Ohne Zweifel ist es das Verdienst besonders der „Encyclopedia of Camps and Ghettos“, dies mit ihren ersten beiden Bänden eindrucksvoll verdeutlicht zu haben. Mit ihr ist ein hervor-

gend recherchiertes, unverzichtbares Nachschlagewerk über die Zerstörung und Vernichtung der Jüdischen Gemeinden in Osteuropa entstanden. Da die Lexika maßgeblich durch Gelder der „Conference on Jewish Material Claims Against Germany“ gefördert wurden, erscheint es verwunderlich, dass sie im Sinn der Informationsfreiheit im Netz bislang nicht allgemein zugänglich gemacht worden sind. Die Förderung durch quasi öffentliche und Stiftungsgelder sollte strenger an die Bedingung geknüpft werden, neue Erkenntnisse von allgemeinem Interesse auch jenen zur Verfügung zu stellen, die keine gut sortierte Bibliothek im näheren Umkreis haben. Die von Gershon David Hundert herausgegebene „YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe“ (New Haven 2008) hat zuletzt vorgeführt, wie es sehr wohl möglich ist, aufwändige Buchpublikationen mit deren breiter Verfügbarkeit im Netz zu verbinden (<http://www.yivoencyclopedia.org>). Daran sollten sich ähnliche Forschungsvorhaben messen lassen.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

JAN TOMASZ GROSS / IRENA GRUDZIŃSKA-GROSS: *Złote żniwa. Rzecz o tym, co się działo na obrzeżach zagłady Żydów* [Goldene Ernte. Was sich am Rande des Judenmords ereignete]. Kraków: Wydawnictwo Znak, 2011. 203 S. ISBN 978-83-240-1523-8.

Zeitschriften „Znak“ 3/2011 (159 Seiten, ISSN 0044-488X) und „Więź“ 7/2011 (166 Seiten, ISSN 0511-9405).

Ausgangspunkt des Buches „Goldene Ernte“ ist ein Foto, auf dem knapp 40 Personen zu sehen sind, die sich in zwei Reihen zu einem Gruppenbild aufgestellt haben. Einige halten Schaufeln in der Hand, andere sind uniformiert und tragen Gewehre. Vor ihnen liegen über ein Dutzend menschlicher Schädel und mehrere Knochen. Das Bild wurde in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre aufgenommen und zeigt Personen, die das Gelände des ehemaligen Vernichtungslagers Treblinka nach Gold und Wertsachen umgegraben haben.

Innerhalb von zehn Jahren veröffentlicht Jan Tomasz Gross hiermit sein drittes Buch zum pol-

nisch-jüdischen Verhältnis während des Zweiten Weltkrieges und danach. Ähnlich wie seine Publikationen „Nachbarn“ über den Pogrom in Jedwabne (2001) und „Fear“ über den Antisemitismus im Polen der Nachkriegszeit (2006) entfachte auch sein neuestes, mit Irena Grudzińska verfasstes Werk in Polen eine emotionale Debatte. Mehrere qualifizierte Beiträge aus dieser Diskussion finden sich in den Periodika „Więź“ und „Znak“, die jeweils in einem Heft ihren Schwerpunkt auf das Buch von Gross legten.

Der Autor betont gleich zu Beginn, keine neuen Forschungsergebnisse vorzulegen, sondern sich auf die Veröffentlichungen zumeist polnischer Historiker zu beziehen, die er mit seinem Buch einem breiteren Publikum näher bringen wolle. Dennoch verdienen es einige seiner wie üblich zugespitzt formulierten Thesen, auch in der wissenschaftlichen Debatte beachtet zu werden. Gross und Grudzińska beschreiben, wie zahlreiche Menschen in verschiedenen Ländern Europas vom Judenmord profitierten; sie behandeln die Aufbewahrung jüdischen Eigentums durch gewöhnliche Bürger, den Mord an Juden durch die lokale Bevölkerung und die Aktivität

ten der „Goldgräber“ in den Vernichtungslagern nach dem Krieg. Sie berichten beispielsweise von Menschen, die bei Beginn eines Pogroms zu ihren jüdischen Nachbarn gingen und diesen vorschlugen, ihnen ihre Wertgegenstände zu überlassen, da sie ohnehin gleich umkommen und die Dinge dann ihren Mördern in die Hände fallen würden (S. 125–126).

In dem Buch „Goldene Ernte“ findet der Leser zahlreiche Argumente für die These, dass die Einwohner verschiedener Länder im Zweiten Weltkrieg unter teils aktiver, teils passiver deutscher Beteiligung einen Raubzug gegen die Juden durchführten. Diese ökonomistische Sichtweise ist vereinfachend. Sie wird aber bei Gross und Grudzińska wiederum an den Aspekt der Ideologie rückgekoppelt. Das Profitstreben der nichtjüdischen Bevölkerung habe nämlich im Zusammenhang mit dem Stereotyp vom reichen Juden gestanden.

So fragen die Autoren, was der Grund dafür gewesen sei, dass viele Polen, die während der Okkupation Juden versteckten, dies auch nach dem Krieg noch verschwiegen hätten. Ihre Antwort lautet, es habe daran gelegen, dass die lokale Bevölkerung vermutete, die Judenretter hätten durch ihr Handeln gut verdient und bei ihnen sei nun Geld zu holen. Damit sei das Risiko von Raubüberfällen gestiegen (S. 158). Diese These mag man als Streitbar ansehen; nicht nachvoll-

ziehbar ist dagegen die direkt darauf folgende Argumentation, die Rettung von Juden gegen Geld setze ein Fragezeichen hinter die Behauptung, die Hilfe für Juden sei im besetzten Polen lebensgefährlich gewesen (S. 159). Gross und Grudzińska können sich nicht vorstellen, dass jemand sein Leben für Geld aufs Spiel setze; das tue man nur für seine Überzeugung oder aus prinzipiellen Beweggründen.

Es sind diese Art von Thesen, mit denen Gross seine Gegner in Polen erzümt. Zu Recht wird ihm dann Vereinfachung vorgeworfen, wobei viele seiner Kritiker nicht selten anschließend auf noch weniger nachvollziehbare Argumentationswege abgleiten. Aber Gross hat auch seriöse Kritiker, wie die Beiträge in „Więź“ und „Znak“ zeigen. Doch auch deren Argumentationen sind manchmal vereinfachend. WŁADYSŁAW BARTOSZEWSKI widerspricht Gross beispielsweise in einem Interview in „Więź“. Seine zentrale Aussage lautet, während des Zweiten Weltkrieges seien viele Personen von gewöhnlichen Menschen ausgeraubt worden, weil sich die Möglichkeit dazu ergab und ohne dass dem eine feindliche Einstellung zu Grunde gelegen habe. Damit vernachlässigt Bartoszewski die Ideologie des Antisemitismus jedoch noch in einem stärkeren Maße als Gross und Grudzińska in ihrem jüngsten Buch.

Hans-Christian Dahlmann, Hamburg

Holocaust Studies and Materials. Journal of the Polish Center for Holocaust Research. 2008, 2010. Warszawa: Centrum Badań nad Zagładą Żydów, 2008, 2010. 2008: 398 S., 2010: 510 S. ISSN: 1689-9644.

Seit 2005 erscheint in Warschau die Zeitschrift „Zagłada Żydów. Studia i materiały“ als Jahrbuch, wobei das Gros der Aufsätze jeweils unter einem anderen Oberthema steht. Es wird herausgegeben vom Zentrum zur Erforschung der Verfolgung und Ermordung der Juden (*Centrum Badań nad Zagładą Żydów*), das dem Instytut Filozofii i Socjologii Polskiej Akademii Nauk angeschlossen ist. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Zentrums haben die Holocaust-Forschung in Polen mittlerweile auf ein beachtliches Niveau gebracht, indem sie mit neuen Fragestellungen bislang ignorierte Quellen auswerten.

Dabei öffneten sie sich weit mehr, als es bei den der Volksrepublik entstammenden Wissenschaftlern der Fall war, den internationalen – insbesondere englischsprachigen – Forschungsanstrengungen. Zudem wurde eine Reihe von ins Polnische übersetzten Beiträgen aus der israelischen und deutschen Forschung veröffentlicht.

Zwar sind die Einzelbeiträge in „Zagłada Żydów“ mit englischen Inhaltsangaben und Zusammenfassungen versehen, doch konnten zweimal auch vollständige englische Übersetzungen von ursprünglich auf Polnisch verfassten Aufsätzen erscheinen, um diese noch besser zugänglich zu machen. Die beiden Bände kamen unter dem Titel „Holocaust. Studies and Materials“ heraus.

Die 2008 publizierte Sammlung enthält Beiträge aus den drei ersten Jahrbüchern. Mit den polnisch-jüdischen Beziehungen befassen sich ALEKSANDRA BAŃKOWSKA, ADAM KOPCIOWSKI

und – in einer Auswertung soziologischer Studien – MALGORZATA MELCHIOR. Erstere analysiert die Wahrnehmung polnischer bewaffneter Widerstandsgruppen durch Juden, die versuchten, als Partisanen oder im Schutz der Wälder zu überleben (S. 103–122). Die Autorin macht sich dabei über einhundert auf Polnisch verfasste oder jiddische, in Übersetzung vorliegende zeitgenössische Berichte aus dem Jüdischen Historischen Institut in Warschau zunutze. Demnach konnten sich Juden nur im Bereich der – eher schwachen – sozialistischen und kommunistischen Einheiten vergleichsweise sicher fühlen, während sie gegenüber der Heimatarmee (*Armia Krajowa*) und rechten militärischen Gruppierungen, von denen bekannt war, dass sie umherirrende Juden ermordeten (siehe S. 115), ihre wahre Identität zu verheimlichen suchten. KOPCIOWSKI betrachtet Anschläge auf Juden im Lubliner Land in den ersten Nachkriegsjahren und kommt zu dem Ergebnis, dass ein Fünftel der Opfer deswegen umgebracht wurde, weil sie als Vertreter der neuen kommunistischen Behörden galten; die übrigen Morde hatten mit derartigen Vorwürfen nichts zu tun gehabt (S. 205). In seinen Ausführungen zur Tätigkeit des Jüdischen Militärbunds (*ZZW*) wendet sich DARIUSZ LIBIONKA dem Forschungsfeld der erinnerungspolitischen Hochstapelei in der Volksrepublik Polen zu (S. 147–176). Hier überschneiden sich an Größenwahn grenzende persönliche Ambitionen von mit dem Warschauer Getto ehemals verbundenen (Waffen-)Schmugglern, handfeste materielle Interessen und die Absichten der Staatssicherheitsbehörde in Bezug auf das ‚jüdische Thema‘ im Nachkriegspolen. AGNIESZKA HASKA zeichnet Stationen im Leben von Adam Żurawin (gest. 1992) nach, der über Kontakte zu Gestapoleuten in Warschau verfügte. 1943 registrierte er im Hotel Polski diejenigen Juden, die beabsichtigten, vor dem nationalsozialistischen Judenmord mittels gekaufter ausländischer Staatsangehörigkeitspapiere zu fliehen; er wurde deswegen von der Jüdischen Kampforganisation (*ŻOB*) zum Tod verurteilt. Żurawin reiste 1943 ins lothringische Internierungs- und Durchgangslager Vittel aus, entzog sich dem Rücktransport ins besetzte Polen (nach Auschwitz) und war nach 1945 als Geschäftsmann in New York tätig. ANDRZEJ ŻBIKOWSKI stellt Berichte

zweier Flüchtlinge von einem Massengrab beim Arbeitslager Poniatoŭa vor, während JAN GRABOWSKI und BARBARA ENGELKING schildern, wie die Behörden der Schweiz jüdische Flüchtlinge aus Warschau den NS-Behörden überstellten.

Der Abschnitt ‚Materialien‘ enthält u.a. das Tagebuch von Hinda und Chanina Malachi, dessen Original sich im Archiv von Yad Vashem befindet, die Darstellung einer Mordaktion der Heimatarmee an Juden aus Ostrowiec bei Kielce von Alina Skibińska und Dariusz Libionka sowie dessen Schilderung der Bemühungen des polnischen Botschafters beim Vatikan, Dr. Kazimierz Papée (1889–1979), Papst Pius XII. um die Jahreswende 1942/43 zu Schritten gegen die Massenverbrechen von Deutschen im besetzten Polen zu bewegen.

Die 2010 publizierte Sammlung von englischen Übersetzungen aus ‚Zagłada Żydów‘ enthält Beiträge aus den Bänden 4–6 der Zeitschrift. DARIUSZ LIBIONKA gibt einen kritischen Überblick der polnischen Nachkriegsliteratur in Bezug auf Hilfe von Polen für Juden (S. 11–76). In einem zweiten Aufsatz blickt er auf die (antijüdische) Haltung polnischer katholischer Kirchenführer angesichts der nationalsozialistischen Judenverfolgung (1940–1943). BARBARA ENGELKING stellt das Tagebuch von Fela Fischbein (*1905), die von einer Polin versteckt wurde, aus dem Archiv von Yad Vashem vor, während MARCIN ZAREMBA in ‚Szaber Frenzy‘ Überlegungen zu einem unterbelichteten Kernbegriff der polnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts anstellt. Waren *szaber* und *szabrować* (Plünderung/plündern) bislang fast ausschließlich mit der Aneignung von ehemals deutschem Eigentum seit Frühjahr 1945 verbunden, so zeigt der Verfasser, dass das Phänomen bis zum Beginn des Kriegs vom September 1939 zurückreicht. In der Zeit der nationalsozialistischen Judengettos breitete es sich über das Generalgouvernement aus (wofür sich weit mehr Belege finden ließen, als Zaremba hier nennt), ehe es in die schon massenhaften Beutezüge der verarmten Bevölkerung nach den Polen zugesprochenen Gebieten östlich von Oder und Neiße übergang. Zarembas Beitrag zeigt einmal mehr, wie notwendig es wäre, diesem – seit der Volksrepublik tabuisierten – Phänomen mit einer monografischen Darstellung

und fundierten Regional- und Lokalstudien auf den Grund zu gehen. Eine biografische Skizze von Ber (Bernard) Mark (1908–1966), dem langjährigen Direktor des Warschauer Jüdischen Historischen Instituts, steuert JOANNA NALEWAJKO-KULIKOV bei.

Aus dem sechs Aufsätze umfassenden Abschnitt „Materialien“ seien stellvertretend JAN GRABOWSKIS Schilderung einer antijüdischen Mordaktion von Heimatarmisten aus Miechów (S. 337–362) und JACEK LEOCIAKS Forschungsbericht über die Begleitumstände einer schon vor Jahren veröffentlichten Rettungsgeschichte (Marian Berland: *Dni długie jak wieki* [Tage wie die Ewigkeit], Warszawa 1992) genannt (S. 245–288). Über vier Jahrzehnte später setzte sich Berland (1922–1988) von Israel aus dafür ein, dass dem Paar Zdzisław und Halina Krzyczkowski, das 1943/44 fünf Juden unter bedrückenden Umständen in Warschau beherbergt hatte, die Ehrung als „Gerechte unter den Völkern“ zuerkannt wurde, und er half ihnen auch finanziell.

Im Abschnitt „From research workshops“ informieren DAGMARA SWALTEK über Verbrechen an sich verborgenden Juden in den südpolnischen Dörfern Falkowa, Janowice und Wieniec anhand von Unterlagen aus Nachkriegsprozessen,

IWONA KURZ über die Machart des auf einer fiktionalen Rettungsgeschichte beruhenden Films „Długa noc“ [Lange Nacht] von Janusz Nasfeter aus dem Jahr 1967, MARTA JANCZEWSKA über die Geschichte eines von dem Arzt Israel Milejkowski (1884–1943) geleiteten Forschungsprojekts aus dem Warschauer Getto, das sich mit den medizinischen Auswirkungen extremen Hungers befasste, und MARTA WOŹNIAK über ihre Forschungsanstrengungen und die von ihr gesammelten Zeugenaussagen in Bezug auf den Massenmord an Juden aus einem Arbeitslager bei dem Dorf Szczeglacin (Kreis Siedlce), dessen Insassen Deutsche, wahrscheinlich am 22. Oktober 1942, restlos ermordeten.

Wenngleich sich die Erkenntnis noch nicht allgemein durchgesetzt hat, so ist den hier wiedergegebenen Forschungsarbeiten doch zu verdanken, dass Grabowskis Feststellung aus dem Vorwort auch in Polen immer mehr Anhänger findet: „that there is no understanding of Polish history without understanding the history of the destruction of the Polish Jews“ (2010: S. 8). Beiträge, die bereits andernorts auf Englisch erschienen, sind in beiden Bänden nicht vertreten.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

FREIA ANDERS / KATRIN STOLL / KARSTEN WILKE (Hg.): *Der Judenrat von Białystok. Dokumente aus dem Archiv des Białystoker Ghettos 1941–1943*. Paderborn, München, Wien [usw.]: Schöningh, 2010. 527 S., 1 Kte. ISBN: 978-3-506-76850-6.

Ein Quellenband mit Dokumenten aus einem Getto im besetzten Polen verspricht tiefe Einblicke in die Zwangslage der Mitarbeiter eines von deutschen Besatzungsorganen eingesetzten jüdischen Gremiums. Es lässt aber auch eine Sicht der jüdischen „Macher“ auf Leben und Probleme im Getto erwarten. Daher ist ein solcher Band für alle, die sich mit dem Wie des Daseins der Juden im deutsch besetzten Osteuropa beschäftigen, von großem Interesse. Tatsächlich bietet der von Freia Anders, Katrin Stolle und Karsten Wilke herausgegebene Band nicht nur 52 Protokolle von Sitzungen und Versammlungen des Judenrates zwischen dem 2. August 1941 und dem 11. November 1942 sowie 433 Bekanntmachungen

verschiedener Art vom 8. Juli 1941 bis zum 1. April 1943, sondern überraschenderweise auch Aufsätze eines Bielefelder Workshops des Jahres 2007 zu „Quellen der Judenräte im besetzten Polen“. Die beiden Teile stehen relativ unverbunden nebeneinander und werden daher getrennt voneinander betrachtet.

Die Protokolle und Bekanntmachungen wurden von dem Berner Theologen Hans-Peter Stähli übersetzt, der bereits im Rahmen des 1966/67 durchgeführten Bielefelder Prozesses gegen den ehemaligen Leiter der Dienststelle „Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD für den Bezirk Białystok“ Dr. Wilhelm Altenloh als Übersetzer in Erscheinung getreten war. Er hatte damals die hebräischen Übersetzungen der jiddischen Dokumente auf der Grundlage des 1962 von Yad Vashem publizierten und von Nachman Blumenthal herausgegebenen Bandes „Darko shel Yudenrat: Te’udot miggeto Bialistoq“ angefertigt. Nunmehr hat er die jiddischen Originaltexte übersetzt. Diese sind nur erhalten geblie-

ben, weil sie im Frühjahr 1943 außerhalb des Gettobereichs vergraben worden waren, um von den Verbrechen der deutschen Besatzer zu zeugen. Doch was bieten die Protokolle und Meldungen? An ihnen lassen sich die Sichtweisen der im Judenrat maßgeblichen Personen, allen voran des Ingenieurs Efraim Barasz, auf die Situation in Białystok nachvollziehen. Hierbei wird Einiges schnell deutlich:

1. Bereits früh bestand das vorrangige Ziel der Judenrates in der Sicherung des Überlebens der Juden: „Wir müssen auf alles verzichten, wenn wir nur das Leben retten.“ (S. 72, Jakob Lifszic auf einer Versammlung am 2. November 1941.)
2. Darüber hinaus war dem Judenrat bewusst, dass er in einer Extremsituation handelt: „Eine solche Zeit hat es doch in der Geschichte noch nicht gegeben.“ (S. 82, Rabbiner Dr. Gedali Rozenman auf der Sitzung am 29. November 1941.)
3. Der Judenrat hat zudem durchschaut, dass das Wohl und Wehe der Juden nicht von ihrem Tun oder Wert abhängt, sondern von der „allgemeinen Politik“ (Efraim Barasz auf der Sitzung am 22. März 1942).

Viele weitere Erkenntnisse können aus den Protokollen gewonnen werden, etwa über das Wissen vom Schicksal der Juden in anderen Gettos. Die Bekanntmachungen wiederum erlauben einen Blick auf den Alltag der Gettoinsassen. Sie umfassen interne Bekanntmachungen genauso wie deutsche Anordnungen. Dabei tauchen ungewöhnliche Punkte auf: So dürften die Wenigsten erwarten, dass sich der Judenrat mit dem Thema „Kühe im Getto“ beschäftigt hat; schließlich haben wir alle ein Bild vom Gettoelend im Kopf, dass enge Häuserschluchten, aber keinen Baum und gewiss keine landwirtschaftlichen Nutztiere beinhaltet. Tatsächlich handeln jedoch die Bekanntmachungen 31, 59, 67, 137, 156, 191, 310, 345 und 387 (sowie das Protokoll 50) von Kühen.

Der zweite Teil des Buches ist wie ein üblicher Tagungsband aufgebaut: Nach einer Einführung durch die Herausgeber folgen in drei Blöcken Beiträge des Workshops zur Rezeption der Judenräte (DAN MICHMAN, KAROL SAUERLAND, KARSTEN WILKE), zu Erkenntnispotenzialen der Dokumente (SARA BENDER, FREIA ANDERS, JO-

ANNA FURLA-BUCZEK, KATRIN STOLL, HANS-WILHELM ECKHARDT zusammen mit MATTHIAS HOLZBERG) und zum Erkenntniswert jüdischer Quellen (DAN MICHMAN, MONIKA TOKARZEWSKA, ANDREAS RUPPERT, MONIKA POLIT). Einige Aufsätze ermöglichen eine bessere Einordnung der abgedruckten Dokumente. Sehr hilfreich sind insbesondere die Beiträge von SARA BENDER, die 10 von 13 Abteilungen des Judenrates vorstellt, und von JOANNA FURLA-BUCZEK, die sich mit der Sprache der Bekanntmachungen beschäftigt. Unser Denken fordert der zweite Aufsatz von DAN MICHMAN über das Getto-Phänomen während der Shoah heraus, denn er lehnt die verbreitete Sichtweise ab, dass Gettos ein Schritt auf dem Weg zur so genannten Endlösung gewesen seien (S. 468). Michman erklärt deren Einrichtung vor allem als Ergebnis einer Internalisierung antisemitischer Feindbilder durch niedere Ränge des NS-Regimes (S. 467).

Bereits Andrea Löw und Lars Jockheck haben richtigerweise darauf hingewiesen, dass die beiden Teile besser eigenständig veröffentlicht worden wären. Darüber hinaus fehlt dem Tagungsteil nicht nur ein Personen- und Sachregister, was ein echtes Ärgernis darstellt, sondern auch die Auseinandersetzung mit Judenratsdokumenten aus anderen Städten – etwa aus Wilna / Vilnius.

Aber auch der erste Teil ist nicht unproblematisch. Warum wurde 1962 eine zweisprachige Veröffentlichung angeboten und 2010 nicht? Jede Übersetzung stellt einen Eingriff des Übersetzers dar. So weisen einige Autoren des zweiten Teils in ihren Beiträgen auf diese Problematik hin und bieten in Fußnoten Originalwortlaute an. Selbstverständlich können nicht viele Jiddisch, dennoch ermöglicht allein der Vergleich mit dem Original einer Leserin oder einem Leser zu erkennen, wo und inwieweit der Übersetzer in den Text eingegriffen hat. Zudem steht nicht allen Interessierten die Ausgabe von Yad Vashem von 1962 zur Verfügung. Hier wurde eine einmalige Chance vertan. Trotz alledem gilt, dass der Abdruck der Protokolle und Bekanntmachungen für interessierte Laien hilfreich ist und Wissenschaftlern gute Dienste leisten kann. Doch bleiben letztere auch weiterhin auf die Heranziehung des Bandes von Nachman Blumenthal angewiesen.

Jens Hoppe, Frankfurt/Main

* * *

BARBARA ENGELKING: *Jest taki piękny słoneczny dzień ... Losy Żydów szukających ratunku na wsi polskiej 1942–1945*. Warszawa: Stowarzyszenie Centrum Badań nad Zagładą Żydów, 2011. 289 S. ISBN: 978-83-932202-1-2.

Barbara Engelkings Studie ist entstanden im Rahmen eines Forschungsvorhabens zur Geschichte der Judenverfolgung im Generalgouvernement. Es sollte mehr Licht bringen in Umstände, die untrennbar verbunden waren mit dem problematischen Verhältnis der polnischen (nichtjüdischen) Landbevölkerung zu den Juden – insbesondere mit den Bemühungen, sie auf dem Land zu verstecken. Finanziert wurde dieses am Zentrum zur Erforschung der Verfolgung und Ermordung der Juden (*Centrum Badań nad Zagładą Żydów*) in Warschau angesiedelte Projekt, das dem Institut für Philosophie und Soziologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften untersteht, unter anderem aus Mitteln der „Conference on Jewish Material Claims Against Germany“.

Um es vorwegzunehmen: Zu den mittlerweile zahlreichen Publikationen des „Zentrums“ leistet Engelking einen weiteren vortrefflichen Beitrag, und sie setzt unter die Anstrengungen der vergangenen anderthalb Jahrzehnte, den nationalsozialistischen Judenmord in den polnischen Gebieten mit wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden wie zugleich mit Empathie – auf angemessene Weise – anzugehen, einen gewissen Schlusspunkt.

Hier geht es in erster Linie um diejenigen Opfer, die im gesamten Schrifttum bislang entschieden zu kurz gekommen waren: jene große Masse der Rettung suchenden Juden Polens, der das Überleben *nicht* gelang und über deren Lebenswege wir daher vergleichsweise wenig wissen. Denn sie hinterließen – anders als diejenigen, die das Ende der deutschen Besatzung erleben sollten – kaum schriftliche Zeugnisse. Die in Polen und in Israel gesammelten Quellen – annähernd 400 jüdische Berichte sowie Ermittlungs- und Gerichtsakten aus 300 polnischen Nachkriegsprozessen – die darüber Auskunft geben, hat Engelking mit Bezügen zur Anthropologie und Psychologie gründlich ausgewertet.

Das Thema ist in zwei verschieden überschriebene Abschnitte aufgeteilt, in denen zum

einen die Erfahrungen der Verfolgten „im Versteck“, zum anderen ihr „Verderben“ nachgezeichnet werden. Jedes der Kapitel, in denen Engelking die jüdischen Opfer auf den Stationen ihres Leidens Schritt für Schritt begleitet, wird mit einem Zitat aus den benutzten Quellen eingeleitet. Sie nehmen den Leser mit zur Aussiedlung, zur Flucht davor, zum Umherirren, dem in vielen Fällen ein elendes Vegetieren in Verstecken bei Bauern folgte. Nicht selten musste der Unterschlupf alle paar Tage gewechselt – und dafür meist viel Geld gezahlt werden. Konnten die im Versteck Lebenden dies nicht mehr aufbringen, hörte die Hilfe im Allgemeinen auf, und sie wurden weggeschickt, hinausgeworfen, vor die Tür gesetzt. Ihre Notlage brachte manchmal einen erstaunlichen Einfallsreichtum hervor: Strategien eines stets gefährdeten Weiterlebens. Diese erwiesen sich freilich in den allermeisten Fällen als unzulänglich. Dennoch ist jedes Mal beeindruckend, mit welcher Energie Juden um ihr Auskommen kämpften und unbedingt durchhalten wollten.

Die anschließenden Kapitel handeln über die „jüdischen Sachen“, die bei Bauern verblieben, widmen sich den Gegenleistungen, die Juden für die Hilfe der Bauern erbringen mussten, und analysieren das Bild, das sich die Hilfesuchenden von den Bauern machten. Wie die deutschen Besatzer waren auch Polen darum bemüht, sich angesichts der Entrechtung der jüdischen Bevölkerung zu bereichern und daraus Gewinn zu ziehen. Manche quälten, vergewaltigten und ermordeten die ihnen Ausgelieferten selbst.

Im Mittelpunkt des zweiten Abschnitts steht das Lebensende der Verfolgten, das eingeleitet wurde mit Hetzjagden, Razzien oder der Auslieferung an die Behörden. Die drei abschließenden Kapitel beschreiben den nahenden Tod wieder aus der Erfahrungsebene der existenziell bedrohten Juden.

In den Befunden Engelkings wird einmal mehr deutlich, dass die ortsansässige polnische Bevölkerung die größte unmittelbare Gefahr für die Juden wie für diejenigen Polen darstellte, die Juden zu helfen versuchten – und eben nicht die deutschen Besatzer, die zahlenmäßig keineswegs in der Lage waren, das Leben auf dem Land effektiv zu kontrollieren. Dies hatte gravierende Folgen, denn aus ihrer sehr berechtigten Furcht

vor Denunziation durch die Nachbarn verweigerte die breite Masse der auf dem Land lebenden Polen den Rettung und Zuflucht suchenden Juden ihre Hilfe und versuchte, sich davon fernzuhalten.

Die Autorin gelangt zu dem Schluss, dass Habgier der häufigste Grund für die Ermordung oder das Ausliefern von Juden an die deutschen Behörden – oder die ihr unterstehende polnische Polizei – war. Viele wurden von der Landbevölkerung abgewiesen oder umgebracht, weil man abschreckende Repressalien vonseiten der Deutschen befürchtete, sollten im Dorf sich aufhaltende Juden auffällig bzw. denunziert werden. Die Polizeikräfte führten wiederholt tödliche Strafexpeditionen durch, denen nicht nur Juden, sondern auch deren polnische Helfer und manchmal auch völlig unbeteiligte Nachbarn zum Opfer fielen. Mitunter erwies sich der Aufenthalt von Juden im Dorf als Bedrohung für geheime Unternehmen des polnischen nationalen Widerstands, da die Verfolgten die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zogen, wodurch polizeiliche Durchsuchungen wahrscheinlicher wurden. Zudem stellten „Judenjagden“ für manche Bau-

ern eine willkommene Abwechslung im ereignisarmen Alltag auf dem Land dar.

Angesichts der historiografischen Mystifikationen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten ist es ein ernüchterndes Ergebnis, dass es bei der Verfolgung und Ermordung der polnischen Juden offenbar eine weitaus größere Zahl polnischer Mitwirkender und Mittäter gab, als man sich in Polen bisher einzugestehen bereit war. Wenngleich auch viele Tausende Helfer und Retter von Juden aus Polen stammten, wirft dies einmal mehr die Frage nach den sozialen und moralischen Pathologien auf, die der Nationalsozialismus nicht zuletzt in den von deutschen Truppen besetzten Gebieten in Gang gesetzt oder zumindest verschärft hat. Dazu dürfte das letzte Wort – zumal vonseiten einer interdisziplinär ausgerichteten Wissenschaft – noch nicht gesprochen sein.

Der Autorin ist jedenfalls ein imponierendes, häufig beklemmendes und gegenwärtig kaum zu übertreffendes Panorama jüdischen Leidens, Bangens und Grauens unter der nationalsozialistischen Herrschaft im Generalgouvernement gelungen.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

WOLFRAM WETTE: Karl Jäger. Mörder der litauischen Juden. Mit einem Vorwort von Ralph Giordano. Frankfurt a.M.: Fischer, 2011. 284 S., Abb. ISBN: 978-3-596-19064-5.

Kein anderes Dokument nimmt in der kulturellen Erinnerung der Juden Litauens einen so prominenten und zugleich schrecklichen Platz ein wie der sogenannte „Jäger-Bericht“. Wie Ralph Giordano im Vorwort schreibt, sucht der „Jäger-Bericht“ in der Holocaustforschung seinesgleichen“ (S. 11): Es ist eine akribische, skrupellose Tag-für-Tag-Auflistung aller in Litauen ermordeten Juden zum 1. Dezember 1941, die mit einem ungeheuer zynischen Satz endet: Litauen könne – mit Ausnahme der „wenigen Arbeitsjuden“ – als „judenfrei“ gemeldet werden. Die Liste des Standartenführers der SS Karl Jäger über die Ermordung von 133.000 Menschen innerhalb von fünf Monaten nimmt einen zentralen Platz in den Museen und Gedenkstätten des Holocaust im heutigen Litauen ein. Die hier anzuzeigende Publikation von Wolfram Wette, einem der führenden Zeithistoriker, beschäftigt sich mit der Per-

son Karl Jägers und zeigt ihn nicht nur in seinem Wirken als im Rahmen des Systems handelnden gewöhnlichen „Schreibtischtäter“, sondern auch sein Leben „danach“. Das Buch kann somit nicht nur als Darstellung einer Täter-Biographie gelesen werden, sondern auch Zeugnis vom gesellschaftlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit auf der lokalen Ebene geben – bis zu seiner Verhaftung und seinem Tod im Jahr 1959 führte Jäger ein unbehelligtes Leben.

Für „die erste Biografie des NS-Täters vor Ort“ stehen dem Autor Quellen unterschiedlicher Provenienz zu Verfügung, so die Vernehmungen der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg aus dem Jahr 1959, Protokolle der Vernehmungen Jägers und Aussagen derer, die ihn kannten, aus den Jahren 1989/90 sowie die Personalakte Jägers. Die Geschichte der Vernichtung litauischer Juden rekonstruiert Wette anhand von Erinnerungszeugnissen der Überlebenden (so beispielsweise der sehr eindringlichen Memoiren der Künstlerin Helene Holzmann aus Kaunas, deren Mann und Tochter ermordet wurden), von statistischen Archivdoku-

menten und einer Fülle an Forschungsliteratur. Drei Themen werden im Buch behandelt – die Person des SS-Offiziers Karl Jäger selbst, die bislang kaum erforscht wurde; das Holocaust-Geschehen im litauischen Teil des Reichskommissariats „Ostland“; der Umgang mit der Person Jägers und der Kriegsgeschichte in der politischen und lokalen, kommunikativen Erinnerungskultur der Bundesrepublik Deutschland und Litauens.

Im ersten Teil der Studie schildert Wette den besonders engagierten Einsatz Jägers für die sogenannten „Aktionen“ in Litauen und erklärt sie vor dem Hintergrund seiner Biografie und NS-Karriere: Er war älter und von niedrigerem Bildungsstand als „seine Kollegen“. Nach Wette hat man es hier mit einem Täter zu tun, der mehr als andere Funktionsträger greifbare Erfolge erzielen und vorweisen musste, um vor seinen Kameraden und Vorgesetzten zu bestehen. Dafür mussten die Exekutionen „effizient gestaltet“ werden. Der „Jäger-Bericht“ sollte gleichsam als Zeugnis für die perfekte Arbeit Jägers dienen; er zeugt vom Arbeitseifer und „Zahlenfanatismus“ seines Verfassers, wie Wette feststellt.

Jäger war nicht nur ein Schreibtischtäter – er fuhr selbst an die Orte der Massenerschießungen, um die Ausführung und die Folgen seiner Befehle zu beobachten. So war er unter den Mördern an den Juden Europas jener Zeit einer von besonderer Monströsität, und doch gelang es ihm, nach Kriegsende für lange Zeit unterzutauken und in der Nähe von Heidelberg ein ungestörtes und friedliches Leben zu führen: Vierzehn Jahre lang suchte keiner nach ihm. Als ihm 1959 in Ludwigsburg für den Massenmord an litauischen Juden der Prozess gemacht wurde, zeigte er weder Reue noch Schuldgefühle, was, wie Wette schreibt, ein weit verbreitetes Phänomen für die Nachkriegsbiografien der Täter war. Seine verbrecherische Tätigkeit weiterhin abstreitend beging Jäger im Gefängnis Selbstmord. Am Beispiel des Umgangs mit der Person Jäger in seiner Heimatstadt Waldkirch kann der Autor deutlich machen, wie schwierig sich das Bewusstsein von der historischen Verantwortung auf der lokalen Ebene immer noch gestaltet. Die ältere Generation der Waldkircher, Zeitgenossen Jägers, wehren sich gegen das mit den von ihm begangenen Mordtaten begründete negative Bild

von Jäger als Person. Man möchte also mit dem Verstorbenen Solidarität bewahren („er war einer von uns“; S. 182) und fordert einen Schlussstrich (S. 181). Diese Beobachtung Wettes ist höchst interessant vor dem Hintergrund des sonst verbreiteten Bildes von Deutschland als „Weltmeister der Vergangenheitsbewältigung“ (Péter Esterházy).

Im zweiten Teil der Studie schildert Wette anhand des „Jäger-Berichts“ das tragische Schicksal des litauischen Judentums während des Zweiten Weltkriegs. Spannend ist allemal die Überlieferungsgeschichte dieser historischen Quelle: 1944 in die Hände der Roten Armee gelangt, wurde der Bericht bemerkenswerterweise bei den Nürnberger Prozessen nicht vorgelegt, und tauchte erst 1963, nach dem Tod Jägers, wieder auf, als er von Moskau an die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen für die Aufklärung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg übergeben wurde. Wette macht klar, dass Litauen auf der europäischen Karte des Holocaust-Geschehens in Europa einen besonders dunklen Platz nimmt: Von etwa 240.000 jüdischen Bürgern Litauens wurden 200.000 ermordet – der Vernichtungsprozess ging hier besonders rasch und radikal vor sich. Der Autor entschlüsselt die nüchternen Zeilen des „Jäger-Berichts“ durch viele ergreifende Geschichten von Juden in Rokiskis, Zagare, Kedainiai, Jubarkas, in den Forts der Festung von Kaunas, allesamt Orten von Massenmorden. Die Schilderung des Holocausts geht im Buch über die Zeit des Berichts hinaus – dargestellt werden die Zwangsarbeit der Juden in den Ghettos, die Verbrennung der Leichen im Wald von Ponar und die vollständige Vernichtung der Ghettos im Spätsommer/Herbst 1943.

In diesem Zusammenhang thematisiert die Studie von Wolfram Wette im dritten Teil ein bis heute schmerzhaftes Kapitel der litauischen Geschichte – die Augenzeugenschaft und Täterschaft der Litauer beim Holocaust. Dieses Thema wurde jahrzehntelang verschwiegen – in der sowjetlitauischen Historiografie sollten die Litauer als antifaschistisches Volk dargestellt werden. erinnert werden sollten die sowjetischen Partisanen, nicht die litauische Mittäter, die als „Banditen“ oder „bourgeoise Nationalisten“ aus der Vergangenheitskommunikation ausgeschlossen werden sollten. Diese Exklusion der Schuld

und Verantwortung sollte in der Nachkriegsgesellschaft, die in ihrer Mehrheit der Rückkehr der Sowjetmacht feindselig gegenüberstand, etwas Frieden stiften. Der Autor bringt hier einige der wunden Punkte ans Licht – er stellt dar, wie Litauer auch ohne Anstiftung der SS mit einer ungeheuren Brutalität einen antijüdischen Pogrom in Kaunas (den sog. Lietukis-Pogrom) durchführten, und dass es im Lande eigene Strukturen und Organisationen gab wie die Litauische Aktivistenfrente (LAF), die mit der antisemitischen und antibolschewistischen NS-Politik sympathisierten. Wette zeigt, wie zäh und hartnäckig sich in Litauen das Erinnerungsmotiv von der LAF als Organisation der antisowjetischen Freiheitskämpfer hält und wie schwierig sich die Erinnerung an die jüdischen Opfer der deutschen Okkupation gestaltet. Der Grund hierfür ist die Opferkonkurrenz – nach der Unabhängigkeit von der Sowjetunion wollen sich Litauer vielmehr selbst als Opfer des sowjetischen „Genozids“ darstellen. Deswegen gibt es am Haus des Sicherheitsdienstes in Kaunas, in dem Jäger seinen Bericht verfasste, bis heute keine Ge-

denktafel daran, sehr wohl aber eine, die an die Zeit der KGB-Nutzung erinnert.

Wolfram Wettes Buch ist ein sehr wichtiges. Es ist viel mehr als eine Darstellung eines deutschen Schreibtischtäters im besetzten Gebiet, eines „Henkers am litauischen Judentum“, wie Arno Lustiger ihn später nannte. Die Studie betrachtet zudem die Erinnerungskultur einer Geschichtsregion, der in der deutschen Forschung bislang kaum Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Klar, dass der Autor damit einige wunde Punkte anspricht wie die mangelnde Bereitschaft vieler Litauer, sich der historischen Verantwortung für die Vernichtung der jüdischen Mitbürger zu stellen. Als „Deckerinnerung“ gegen die unbequemen Fragen an sich selbst dient das Narrativ einer Opfergesellschaft während der sowjetischen Zeit. Das Buch ist an sich nicht nur reich an historischen Erkenntnissen zur Holocaust-Geschichte und -Erinnerung, sondern auch eingängig und ergreifend – und somit für ein breites Lesepublikum verständlich – geschrieben.

Ekaterina Makhotina, München

SPERLING, WALTER: Der Aufbruch der Provinz: Die Eisenbahn und die Neuordnung der Räume im Zarenreich. Frankfurt/M., New York: Campus, 2011 (= Campus Historische Studien, 59), 481 S., Kt., Abb. ISBN: 978-3-593-39431-2.

Im Vordergrund der Bielefelder Dissertation steht die Eisenbahn, doch geht es weniger um sie als Element der gesellschaftlichen Transformation, sondern um Gespräche, Verhandlungen und Konflikte zwischen den Menschen, die die Planungen und den Bau von Eisenbahnlinien in der Provinz, konkret den Gouvernements Jaroslavl' und Saratov, von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1917 initiierten (S. 10-13, 24). Sperling versteht seine Untersuchung als eine Kommunikationsgeschichte, die „kulturhistorisch indoktriniert, sozialgeschichtlich infiltriert und technikhistorisch informiert“ sei. Die negativen Konnotationen der beiden ersten Verben überraschen – der Verfasser störte sich daran nicht. Nach- bzw. übergeordnetes Ziel ist es, den Wandel der sozialen und politischen Ordnung des Zarenreichs zu analysieren (S. 13). Sperling argumentiert, dass

die Kommunikation zwischen Repräsentanten von Peripherie und Zentrum über die Eisenbahn Vorstellungen von Staat und Gesellschaft sowie deren Institutionen überhaupt erst erzeugt habe (S. 62).

Das Werk ist systematisch in drei Teile mit insgesamt zehn Kapiteln gegliedert. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Eisenbahn, ihren Planungen, ihrem Bau und den durch sie in der Provinz ausgelösten Reaktionen. Der zweite ist den regionalen Räumen, ihrer Erfindung und Konstruktion, ihrer Geschichte, Historiographie und ihrer Erinnerung sowie ihrem Verhältnis zum Imperium gewidmet. Der dritte und letzte Abschnitt thematisiert den durch den Eisenbahnbau verursachten materiellen Wandel: Bodenspekulation, Enteignungen, finanzielle Kompensationen für Landabtretungen, Entstehung von Infrastruktur, aber auch – am konkreten und überaus instruktiven Fallbeispiel des im Gouvernement Saratov gelegenen Dorfes Romanovka – die oft gewaltvolle bäuerliche Kommunikation in der Revolution von 1905. Eine vergleichbare Episode aus dem landwirtschaftlich gänzlich an-

ders strukturierten Jaroslavl' fehlt jedoch, so dass der Erkenntniswert in Hinblick auf eine mögliche Generalisierung gering bleibt. Die vorliegende Studie ist im Übrigen asymmetrisch komparativ konzipiert: Jaroslavl' erfährt deutlich geringere Beachtung als Saratov.

Das Motto *Sine ira et studio* gilt für Sperlings Monographie nicht. Kühn in der eigenen Thesenbildung, bricht der Autor mit historischen Betrachtungsweisen und älteren *master narratives*, zu denen die Sozialgeschichte, die Gesellschaftsgeschichte oder die Zivilgesellschaft zählen. Er argumentiert mit Verve, ohne aber seine Behauptungen immer zu belegen (S. 116, 190). Partiiell fährt der Autor allzu schweres Kaliber auf. Seine Breitseiten gegen das Untersuchungskonzept der Zivilgesellschaft bzw. die Sozialgeschichte verursachen überflüssige Kollateralschäden. Es fehlt die Präzision, wie folgendes Beispiel illustriert. Sperling schreibt, dass in Anlehnung an Max Webers Überlegungen über den Zusammenhang zwischen protestantischer Ethik und der Genese des Kapitalismus die „Altgläubigen als risikofreudige und gewinnorientierte Quergeister entdeckt worden seien“. In der Fußnote verweist er ohne Angabe einer Seitenzahl auf M. Hildermeiers Aufsatz „Alter Glaube und Neue Welt“. Diese Wiedergabe ähnelt dem Original bloß entfernt und geht an dessen Argumentationslinie vorbei. Hildermeier stellte die Altgläubigen keineswegs als „risikofreudige [...] Quergeister“ dar, sondern argumentierte, dass sie Verluste durch Unfälle und Katastrophen leichter kompensieren konnten, weil ihnen die Solidarität ihrer Gemeinschaft half und ihnen dies in Zeiten, in denen Versicherungen fehlten, einen Vorteil verschaffte. Im Übrigen wird Hildermeier auf den Kopf gestellt, weil er jede Analogie zwischen protestantischem und altgläubigem Geist und damit Webers Ansatz als unzutreffend ablehnt (S. 63). Zugegeben: Wissenschaftlicher Fortschritt lebt von der Kontroverse, aber die Kontrastfolien, an denen man sich abarbeitet, sollten nicht eigens passend konstruiert werden.

Die Darstellung arbeitet mit binären Mustern, mit Schwarz-Weiß-Kontrasten, denen immer wieder die differenzierenden Grautöne und die Schattierungen fehlen. Das Proletariat sei nicht der städtischen Zivilisation, sondern den vormodernen Vorstellungen und Konfliktkulturen sei-

ner (ländlichen) Herkunftsorte verpflichtet gewesen (S. 18 u. 132). Für größere Teile des Proletariats mag dies gegolten haben, gleichwohl unterlag die werktätige Bevölkerung einem Wandel. So hat es einerseits den Typus des Semens Kanatčikov gegeben und andererseits jene, die sich dem städtischen Umfeld adaptierten, ihre bäuerliche Kultur mit städtischen Konsum- und Verhaltensmustern mischten und bereicherten, wie dies WAYNE DOWLER in seiner jüngst publizierten Studie „Russia in 1913“ [S. 112, 119 ff.] ausführt. Hinzu kommt ein wichtiger Gender-Aspekt; denn die Bäuerinnen, die in die Stadt migrierten, konnten der Enge der patriarchalischen Familienstrukturen des Dorfes entfliehen. Und schließlich sind die erheblichen finanziellen Transferleistungen der Arbeitsmigranten in das Dorf zu erwähnen. Diese Facetten einschließlich der raschen Entwicklungsprozesse klammert Sperling jedoch aus. Er präsentiert (s)eine Sicht, ohne andere Perspektiven in Erwägung zu ziehen, zu erproben, um jene dann – als gleichsam empirisch widerlegt – zu verwerfen, weshalb die Urteile nicht immer nuanciert ausfallen.

Laut Sperling hätten die Eliten – unklar bleibt, welche er im Auge hat – ungeduldig versucht, das Zarenreich zu modernisieren. „Ihr Scheitern an der Provinz bremste sie nicht, sondern bestärkte sie in ihrer Radikalität. Daher zeigten selbst die Gemäßigten unter ihnen Verständnis für Terror im Namen des Fortschritts“ (S. 17 f., Zitat S. 18). Belegt wird diese Aussage u. a. mit ANNA GEIFMANS Studie „Thou Shalt Kill“. Über Geifman, deren Arbeit im erzkonservativen Dunstkreis Richard Pipes' mit seiner prononcierten Abneigung gegen die russische Intelligencija entstand, ist zu sagen, dass sie sehr einseitig gegen die Repräsentanten des russischen Liberalismus argumentiert und ihnen eine Nähe zum russischen Terror attestiert – Sperling hätte, da er Teile der Gesellschaft und nicht den Staat meint, besser von Terrorismus sprechen sollen. Dabei haben die Liberalen diesen erst seit etwa 1904 als *Ultima ratio* in der Auseinandersetzung mit dem als illegitim wahrgenommenen zarischen Staat, der vor Willkür, verbreitetem Ausnahmerecht und „Staatsterror“ nicht zurückscheute, und zugleich als politisches Zugeständnis an die Sozialrevolutionäre akzeptiert. Diese

Akzeptanz des Terrorismus in Teilen des liberalen Lagers währte bis etwa 1907. Danach ächteten sie, wie es das ZK-Mitglied der Konstitutionellen Demokraten Gredeskul einforderte, Terror und Terrorismus gleichermaßen.

Laut Sperling waren Netzwerke der Eliten, insbesondere patriarchale Strukturen und persönliche Verbindungen, die eigentlich treibenden Kräfte der Provinz. Warum analysiert er diese interpersonellen Beziehungen nicht genauer? Warum hat er keine Kollektivbiographie erstellt oder zumindest einleitend den Gedanken erörtert, um ihn dann unter Nennung guter Gründe zu verwerfen? Wie sah es mit Querverbindungen zwischen Hauptstädtern und Provinzlern aus, was lässt sich über Abitur- und Universitätsjahrgänge, Verkehrskreise, Regimentskameradschaften oder Abhängigkeitsverhältnisse im Rahmen von Klientelsystemen sagen? Auch wäre es wichtig zu erfahren, wie sich Gemeinsamkeiten konstituierten und wie sich die Bruchlinien, die auch in den lokalen Gesellschaften zu konstatieren sind, erklären lassen. Die unterschiedlich gelagerten wirtschaftlichen Interessen der *balašovcy* und *saratovcy* können wohl als ein wichtiger Punkt des Dissens innerhalb der Region Saratov angeführt werden (vgl. S. 103, 202 f., 208). Der Sozialhistoriker in Erweiterung operierte mit multiplen Identitäten der *dramatis personae*; aber welche Identität gewann aus welchen Gründen bei der Entscheidung über den Verlauf einer Eisenbahnlinie die Oberhand? Sperling fasst seine Ausführungen dahingehend zusammen, dass die Eliten der Provinz einer Vorstellung von ihrer Provinz anhängen (S. 289). Mir scheint plausibler, dass es einen Grundtenor gab, gleichsam ein Thema mit zahlreichen lokalen Variationen. Wenn Sperling betont, dass die Geschichte der Region von Saratov aus erzählt wurde, dann hing das auch mit den Rahmenbedingungen zusammen, weil nämlich in den Kreisstädten Presseorgane viel später als in Saratov erschienen. Lässt sich aber Sperlings Feststellung zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Blick auf das rapide Wachstum Caricyns noch aufrechterhalten? Solche Prozesse bleiben im Dunkeln, auch weil die Zeit nach der Jahrhundertwende nur kursorisch behandelt wird. Ein Blick auf die Entwicklung geselliger und gesellschaftlicher Foren, Presseorgane und vor allem die 1882 in Saratov eröffnete

Börsengesellschaft als einflussreiches Interessenvertretungsorgan der lokalen Unternehmer mit glänzenden Verbindungen zu anderen Wirtschaftszentren und -verbänden sowie den hauptstädtischen Ministerien hätte die Argumentation sinnvoll ergänzt.

Patronagebeziehungen sind unbestritten wichtig. Aber eine lokalhistorisch untermauerte Beweisführung bleibt Sperling schuldig. Seine Argumentation kulminiert in dem Zitat Pobedonoscevs: „Institutionen haben keine Bedeutung. Alles hängt von Personen ab.“ (S. 173) Erstens fehlt die Quellenkritik. Zweitens dürften sich auch dieser Position widersprechende Aussagen finden lassen. Drittens schließlich ist ein solches Diktum kein Beweis, sondern bestenfalls ein individuelles Bekenntnis, das es zu kontextualisieren und interpretieren gilt. Schließlich müsste Sperling (er)klären, wie in Situationen, in denen die Interessen unterschiedlicher lokaler Klientelsysteme kollidierten, Entscheidungen herbeigeführt wurden, um seine Position plausibel erscheinen zu lassen, es habe „in der Hauptstadt keine politischen Parteien [...], sondern nur Patrone der Provinzen“ gegeben (S. 180). Welche Auswirkungen hatte im Übrigen ein Scheitern des hauptstädtischen Patrons auf seine Beziehungen zu den Gefolgsleuten in der Provinz?

Patriarchale Strukturen und persönliche Verbindungen hätten die Provinz mehr geprägt als Zirkel, Salons und – wie Sperling in seinem Schlusskapitel hinzufügt – Assoziationen, „die in ihrer Abgeschiedenheit eine Ferne zum verhassten ‚Regime‘ pflegten“ (S. 165 [Zitat], 408). Auch hier scheint Sperling seine Kontrastfolie zu konstruieren. Salons und Assoziationen waren prinzipiell offen gedachte Foren. Insbesondere Salons lebten nicht von der Abgeschiedenheit, weil dann in den hier gepflegten Konversationen die gähnende Langeweile regiert hätte. Ihr Elixier war der Gedankenaustausch und auch die Kontroverse. Zweifel sind erlaubt, ob Sperlings Generalisierung mit Blick auf die lokalen Saratover Salons und Assoziationen zutrifft. Es mag solche gegeben haben, in denen Kritik und Distanz zum *Ancien régime* geübt wurde, ob das ‚Regime‘ aber jenseits sozialistischer Zirkel verhasst war, bleibt bloße Behauptung. Sperlings These über die Bedeutung der Netzwerke kann zutreffen, bleibt aber ohne lokalgeschichtlich er-

härteten empirischen Befund. Wäre es nicht angemessener, hieraus keine Frage von „entweder-oder“, sondern eher von „sowohl – als auch“ zu machen?

Manche Fragen bleiben offen. Wie ist es zu erklären, dass die Eisenbahnlinie Moskau-Saratov zu einem Projekt mit höchster Dringlichkeit avancierte, obwohl sie in den ersten staatlichen Eisenbahnnetzentwurf keine Aufnahme gefunden hatte (vgl. S. 66)? War dies eine Folge lokaler Initiative oder möglicherweise ökonomischen Interessen einzelner Regierungsmitglieder geschuldet, deren Güter im Einzugsbereich der Trasse lagen? Darüber hinaus verzichtet Sperling wiederholt auf eine Interpretation, so dass etwaige Schlussfolgerungen dem Leser überlassen werden (S. 87, 127). Wenn sich lokale Akteure bei Petitionen an den Zaren oder seine Regierung z. B. über das statuarisch fixierte Kommunikationsprocedere hinwegsetzten, dann könnte man dahinter nicht nur einen Partizipationswunsch vermuten, sondern zugleich auch ein Aufbegehren gegen die traditionale Ordnung des *Ancien régime*. Sperling kommentiert dies jedoch nicht (S. 127).

Was geschah nach der Revolution von 1905? Wie hat sich die Situation der Bevölkerung in der von der Eisenbahn penetrierten oder erschlossenen Provinz in einem längeren Zeitraum gewandelt? In welchem Maße prägte die Eisenbahn zu dieser Zeit Diskussionen der Öffentlichkeit in der Provinz; wandten sich die Eliten an-

PETER HOFFMANN: Ostsibirien und Nordpazifik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Diskussion um die Ausdehnung Asiens. Frankfurt/Main: Lang, 2013. 206 S., 2 Ktn. ISBN: 978-3-631-62734-1.

Trotz seines hohen Alters hat Peter Hoffmann in den letzten Jahren eine rege publizistische Tätigkeit entfaltet und u. a. Biographien von Michail V. Lomonosov (2011) und Gerhard Friedrich Müller (2005) veröffentlicht. Mit der hier vorzustellenden Publikation vervollständigt sich in gewisser Weise sein Œuvre, denn es handelt sich um die überarbeitete Version seiner 1959 verfassten Dissertation, die zu Zeiten der DDR nicht veröffentlicht wurde.

Auch wenn er im Titel nicht genannt wird,

deren Themenfeldern zu? blieb die Haltung der Bevölkerung gegenüber der Eisenbahn gleich, war sie Wandlungen unterworfen und, wenn ja, welchen und warum? In welchem Umfang haben die Bauern der hier untersuchten Gouvernements die Eisenbahn als Transportmittel bei ihrer Arbeitsmigration oder für die Vermarktung ihrer landwirtschaftlichen Erzeugnisse genutzt und das Vehikel der Moderne dadurch mit anderen Augen sehen gelernt?

Zu bedauern sind kleinere, die lokalen Saratover Akteure betreffende Fehler, wie unzutreffende Initialen, Berufsangaben, Funktionen u. a. m. (S. 125). Sperling irrt, wenn er Sitzungen der Stadtduma als exklusiven Raum bezeichnet. Sie standen vielmehr in aller Regel der interessierten Öffentlichkeit offen (S. 172). Stolypin war keineswegs Russlands erster Premierminister. Vor ihm übten Vitte und Goremyškin dieses Amt aus (S. 172). Im Übrigen beziffert Sperling die Kosten eines Streckenkilometers mit 6-8.000 Rubel lediglich auf ein Zehntel der tatsächlichen Summe (vgl. S. 88 f., Anm. 92).

Die Studie hinterlässt einen ambivalenten Eindruck. Die Monographie ist quellen- und materialgesättigt. Sie verfügt über mehrere Karten, zahlreiche farbige Abbildungen und ein knappes Sachregister. Die Darstellung regt an – auch zum Widerspruch. Der Verfasser hat Großes im Auge gehabt, vielleicht hätte er lieber näher bei seinen Schwellen bleiben sollen.

Lutz Häfner, Göttingen

spielt Gerhard Friedrich Müller (1705–1783), der deutschstämmige Historiker in russischen Diensten, hier eine zentrale Rolle. Hoffmann möchte beweisen, dass Müller nicht nur als Historiker und Ethnograph Sibiriens bedeutsam für die russische Wissenschaftsgeschichte ist, sondern auch seine Leistungen auf dem Gebiet der Geographie hoch einzuschätzen sind.

In Russland hat es anlässlich des 300. Geburtstags 2005 eine regelrechte Wiederentdeckung von Müllers Werk gegeben, die sich in zahlreichen Publikationen äußerte und in denen vor allem seine historischen und ethnologischen Forschungen im Mittelpunkt des Interesses standen. So ist z.B. Müllers dreibändige „Istorija Sibiri“ von S. I. VAJNSTEJN seit 1998 in Moskau neu herausgegeben worden und hat bereits meh-

rere Auflagen erlebt. S. S. ILIZAROV hat eine kurze Biographie von Müller 2005 und einen Band mit Müllers wichtigsten Schriften (G. F. MILLER: *Izbrannye trudy*. Moskva 2006) veröffentlicht. Erstmals sind auch Müllers ethnologische Forschungen sowohl in russischer als auch in deutscher Sprache von A. ÉLERT und W. HINTZSCHE ediert worden (G. F. MÜLLER: *Ethnographische Schriften I*. Halle 2010). Darüber hinaus sind mehrere Sammelbände mit Konferenzbeiträgen erschienen, so ein von D. DAHLMANN und G. SMAGINA publizierter Band „G. F. Miller i russkaja kul'tura“ (St. Petersburg 2007), und in Ekaterinburg erschien 2006 der Sammelband „Tri stoletija akademičeskich issledovanij Jugry: ot Millera do Štejnica“. Ein Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung „Miller“ im Archiv für Alte Akten (RGADA) ist in Moskau von E. Ryčalovskij 2005 herausgegeben worden.

Eine eigenständige Publikation zu Müllers geographischen Arbeiten ist bisher nicht erfolgt; diese Lücke schließt P. Hoffmann mit seiner Studie. Er konzentriert sich dabei ganz auf das 18. Jahrhundert und umreißt nach einer relativ knappen Einleitung die Entwicklung der Geographie als Wissenschaft, die im 18. Jahrhundert eine starke Aufwertung erfuhr. Anschließend skizziert er kurz die Eroberung und Erforschung Sibiriens durch Russland, wobei auch die beiden Kamtschatka-Expeditionen unter Vitus Bering charakterisiert werden (S. 35 ff.). Außerdem wird eine komprimierte Übersicht über die Darstellung Sibiriens in den ersten Berichten von Ausländern geboten (S. 53 ff.). Es folgt ein Kapitel über den Aufbau der geographischen Abteilung an der neu gegründeten Petersburger Akademie der Wissenschaften ab 1725 unter der Leitung von Joseph-Nicolas Delisle, der 1747 nach Paris zurückkehrte.

Im Hauptteil wird die Diskussion über die russischen Entdeckungen im Nordpazifik und an der Eismeerküste dargestellt, die sich ab der Mit-

te des 18. Jahrhunderts in Westeuropa entwickelte. Die von einer Veröffentlichung von Joseph-Nicolas Delisle und Philippe Buache (1752) angeregte Diskussion betraf einmal die Größe Asiens (S. 95 ff.) und die geographische Beschaffenheit des Nordpazifiks (S. 121 ff.), aber auch den Verlauf der amerikanischen Westküste (S. 149) und die drei apokryphen Länder Jeso (Hokkaido), Gama- und Compagnieland (S. 157). Im Mittelpunkt der Diskussion befand sich G. F. Müller, der genötigt wurde, eine Gegenschrift zu Delisles Publikation über die russischen Entdeckungsfahrten zu veröffentlichen. Im Verlauf der Diskussion warf der Schweizer Geograph Samuel Engel der russischen Seite vor, Asien um 30 Längengrade zu lang dargestellt zu haben. Damit verband sich auch die Frage nach einer Nordostpassage, von deren Nutzen Engel überzeugt war, was hier in einem eigenen Kapitel zur „nördlichen Durchfahrt“ (S. 121 ff.) dargelegt wird.

Hoffmann ist ein genauer Kenner der Materie; insbesondere die russischen Quellen sind ihm gut vertraut. Unsicherer ist er in Hinblick auf die französische Literatur, wo sich einige Unsauberkeiten eingeschlichen haben. So nimmt er beispielsweise die Schriften von Lucie Lagarde und Marie-Anne Chabin nicht zur Kenntnis. Unzweifelhaft gelingt es ihm zu zeigen, dass Müller sich immer wieder intensiv mit der Geographie Sibiriens beschäftigt hat und eine Schlüsselrolle in der hitzigen Diskussion einnahm.

Etwas ungewöhnlich ist, dass die russischen Literaturhinweise nicht transliteriert sind, ein Nachteil für Leser, die über keine russischen Sprachkenntnisse verfügen. Abgerundet wird die Studie durch zwei Register und zwei Karten von 1758 und 1773, die im Auftrag von Gerhard Friedrich Müller entstanden.

Kristina Küntzel-Witt, Lübeck

ELENA P. KUDRJAŦCEVA: *Russkie na Bosfore. Rossijskoe posol'stvo v Konstantinopole v pervoj polovine XIX v.* Moskva: Nauka, 2010. 348 S., Abb. ISBN: 978-5-02-037004-3.

Am 27. März 1837 wurde der Diplomat K.N. Bezak zum Konsul Russlands im Fürsten-

tum Moldau ernannt. Voller Tatendrang reiste er mit seiner Gattin nach Iași und schlug dort seine Zelte auf. Leider hatte man ihn allerdings im Außenministerium in Petersburg mittlerweile schon wieder vergessen: Es kamen keine Instruktionen und Bezak begann sich fürchterlich zu langweilen in einer Stadt, die er als „Hauptstadt der

Landstreicher und Taugenichtse“ beschrieb. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war für die Beziehungen zwischen Russland und dem Osmanischen Reich eine ereignisreiche Zeit, angesichts von zwei Kriegen, entsprechend zwei Friedensverträgen (1812 und 1829) und den ständigen Einmischungen Russlands in die inneren Angelegenheiten des „kranken Manns“ am Bosphorus. Mit einer diplomatischen Tätigkeit im Dienste des Zaren im Osmanischen Reich konnte man daher zurecht die Hoffnung auf eine anspruchsvolle sowie abwechslungsreiche Aufgabe verbinden – solange man nicht in einem Konsulat im Fürstentum Moldau landete, wie die detailfreudige Studie von Elena Petrovna Kudrjavceva über die Diplomatie Russlands an der Hohen Pforte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahelegt.

Mit ihrer Monografie hat Kudrjavceva, Mitarbeiterin des Instituts für russländische Geschichte an der Russländischen Akademie der Wissenschaften, eine umfangreiche Darstellung der diplomatischen Präsenz Russlands im Osmanischen Reich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorgelegt. Die Darstellung endet mit dem Vorabend des Krimkriegs, der für Russland eine Zäsur werden sollte. Der Untersuchungszeitraum zeichnet sich durch den stetig zunehmenden Einfluss Russlands im Osmanischen Reich aus, wobei die Einflussnahme insbesondere auf dem Friedensvertrag von Küçük Kaynarca (1774) beruhte, dem gemäß Russland für sich die Rolle der Schutzmacht für die Orthodoxen des Osmanischen Reiches beanspruchen konnte. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bot reichlich Anlass für reges Agieren der russischen Diplomatie im Osmanischen Reich: Seien es die Aufstände der Balkanchristen, die Entwicklungen in den beiden Donaufürstentümern, der „Dauerbrenner“ der Durchfahrtsrechte durch die Meerengen, die Parteinahme Russlands für die Orthodoxen im Heiligen Land oder die Konkurrenz mit den europäischen Großmächten um Einfluss im Osmanischen Reich – Gründe für eine intensive außenpolitische Aufmerksamkeit für das Reich des Sultans gab es genug. Es verwundert daher nicht, dass die Botschaft in Konstantinopel die größte russische Auslandsvertretung (gemessen an der Zahl der Mitarbeiter) in jener Zeit war (S. 104), und das, obwohl der Botschafter in Konstantinopel einen niedrigeren Rang in-

nehatte als seine Kollegen in London, Paris und Wien.

Die Monographie, die vor allem auf Dokumenten des Archivs des Außenministeriums Russlands beruht, bietet eine detaillierte Darstellung sowohl der infrastrukturellen Grundlagen der diplomatischen Präsenz Russlands im Osmanischen Reich als auch der Aktivitäten der Diplomaten bei den wichtigsten bilateralen Fragen. Es ist zu begrüßen, dass die Autorin auch grundlegende materielle Fragen behandelt: Wie funktionierte etwa Diplomatie in Krisenzeiten, wenn eine Depesche aus Petersburg nach Konstantinopel 20 Tage oder länger unterwegs war? Sehr instruktiv sind die Ausführungen über das konsularische Netz Russlands am Balkan und im Orient, das sich im Zuge der Großmächtekonkurrenz zunehmend ausdehnte. Deutlich wird zudem die zentrale Rolle, die Religion für die Außenpolitik des Zarenreiches spielte. Ein Kapitel ist der auf das Engste mit religiös-konfessionellen Fragen verbundenen russischen Diplomatie im Heiligen Land gewidmet (S. 261–289), ein anderes der Beziehung der Botschaft in Konstantinopel zur orthodoxen Kirche am Balkan. Aus den zitierten Dokumenten wird deutlich, dass das Eintreten Russlands für die Belange der Orthodoxen im Osmanischen Reich nicht nur einem pragmatischen Machtkalkül, sondern auch ideeller Überzeugung entsprang. Leider unterlässt es die Autorin, die Bedeutung von Ideologie für die Außenpolitik des Zarenreiches systematisch zu diskutieren. Ein weiteres Hauptkapitel des Buches stellt die Amtszeiten der Botschafter Russlands in Konstantinopel vor und diskutiert deren Aktivitäten in Hinblick auf die jeweils tagesaktuellen Probleme, aber auch ihre wichtige Rolle für das gesellschaftliche Leben der Europäer in der Stadt (S. 197–260). Die einzelnen Botschafter treten dabei nicht nur als Befehlsempfänger und -ausführer auf, sondern als Akteure, die eigene Akzente setzten, wie zum Beispiel Botschafter G. A. Stroganov (1816–1821), der die Interessen der Serben gegenüber dem Sultan vertrat und für die aufständischen Griechen massiv Partei ergriff.

Kudrjavcevas Arbeit bietet reichhaltige und wertvolle Informationen über die russländische Diplomatie an der Hohen Pforte. Das Buch ist von großem Nutzen für alle jene, die sich mit der

Politik Russlands gegenüber dem Osmanischen Reich in den circa 50 Jahren vor dem Krimkrieg und allgemeiner für die Großmächtekonkurrenz angesichts der Orientalischen Frage interessieren. Auch für eine Alltagsgeschichte der Diplomatie im Osmanischen Reich, die eine facettenreiche ist, bietet die Arbeit reichhaltiges Material, gerade aufgrund ihrer Nähe zu den Quellen. Wer hier aber eine Analyse russischer Außenpolitik oder der russisch-osmanischen Beziehungen sucht, wird enttäuscht: Die Darstellungsweise ist deskriptiv, das wirklich interessante empirische Material wird von der Autorin nicht analytisch durchdrungen. Eine Einbettung in die internationale Forschung zum Osmanischen Reich im Untersuchungszeitraum fehlt zudem völlig: Im Literaturverzeichnis finden sich nur sechs nicht-russische Titel, von denen wiederum fünf aus Serbien stammen.

Das Ausblenden der Forschung außerhalb Russlands geht mit einer entsprechenden interpretatorischen Schlagseite einher. Immer wieder blitzt ein patriotisches Narrativ hervor. Russland tritt als vergleichsweise selbstlose Schutzmacht und Befreierin der Christen des Osmanischen Reichs auf, während die konkurrierenden Großmächte sinistre Ziele verfolgen und sich für den

Erhalt des Status Quo einsetzen. Während die Unterstützung, auch finanzieller Natur, orthodoxer Klöster und Kirchen durch Russland als Akt der Solidarität geschildert wird, bezeichnet die Autorin katholische und protestantische Aktivitäten im Heiligen Land als „Propaganda“ (S. 285). Russland hatte eine besondere Verantwortung für das „Schicksal von Millionen von Glaubensbrüdern“, erfuhr aber vor dem Ausbruch des Krimkriegs immer wieder Erniedrigungen und Zurücksetzungen seitens der anderen Großmächte. Die Darstellung des „Befreiungskampfes“ der Balkanchristen ist nicht frei von einem gewissen Anachronismus: Unterdrückte Völker scheinen sehnsüchtig auf die Befreiung durch Russland zu warten (vgl. S. 141). Der Interpretationshorizont bleibt – angesichts fehlender analytischer Fragestellungen – ein letztlich normativer: Hat Russland genügend getan, um seinen Aufgaben und Interessen im Osmanischen Reich gerecht zu werden? Die Arbeit wird daher mit großem Gewinn vor allem von Spezialisten gelesen werden, die die stellenweise mangelnde Distanz der Autorin zum Gegenstand ihrer Untersuchung angemessen beurteilen können.

Ulf Brunnbauer, Regensburg

La Galicie au temps des Habsbourg (1772–1918): Histoire, société, cultures en contact. Eds. Jacques Le Rider & Heinz Raschel. Tours: Presses Universitaires François-Rabelais, 2010. 398 pp. ISBN: 978-2-86906-256-6.

Among the many fascinating contributions to this important volume, based on a conference held in Tours in 2009, is a study by one of the co-editors JACQUES LE RIDER on knowledge of Galicia in France before World War I. Le Rider notes the increasing French interest in the Habsburg monarchy after the Austro-Prussian war of 1866 and the Austro-Hungarian compromise of 1867, when the monarchy began to appear as the only possible counterweight in Central Europe to Bismarck's German empire. French interest in the Habsburg monarchy naturally stimulated interest in newly autonomous Galicia, and Le Rider offers a brief overview of French perspectives such as those of the anarchist Elysée Reclus, the Slavist Louis Léger, the journalist

André Chéradame, the geographer Bertrand Auerbach, and the great Habsburg historian Louis Eisenmann. Le Rider writes: “En conclusion, nous pouvons réfuter l'idée, souvent formulée, que la Galicie était un territoire inconnu des Français. Depuis les années 1870, les études précises et documentées en langue française sur tous les aspects importants de la Galicie s'étaient multipliées. [...] Beaucoup des choses que l'on redécouvre aujourd'hui étaient assez bien connues à la Belle Epoque.” (p. 348). The reader of this volume, which includes work written in both French and German, will probably not be surprised to note the number and variety of Austrian studies on Galicia, including several very fine pieces from the recently created *Doktoratskolleg* for Galician studies at the University of Vienna. It is perhaps a little more unexpected to discover the richness, depth, and complexity of contemporary research about Galicia in France, equaling and perhaps surpassing the scholarly achievements of the Belle Epoque, as

noted by Le Rider.

Though the title of the volume specifies the time frame of Galicia's actual existence, from 1772 to 1918, the opening piece by PIERRE GONNEAU, "La Galicie avant les Habsbourg," focuses on medieval Halych. The second piece by Jean Bérenger studies the integration of Galicia into the Habsburg monarchy in the late eighteenth century, and suggests the absence of meaningful connection to the medieval past: "La Galicie autrichienne n'était pas une entité historique comme le royaume de Bohême ou le royaume de Hongrie." (p. 59) Bérenger analyzes the impact of the reforms of Joseph II in Galicia with such clarity and insight that one almost feels that the story is being told from a Josephine perspective. The narrative *style indirect libre* (*die erlebte Rede*) frames the Josephine impulse to create new institutions in Galicia: "on ne pouvait pas gouverner avec les institutions existantes." (p. 61)

Habsburg Galicia was invented in 1772 at the moment of the first partition, with a merely perfunctory allusion to medieval Halych in order to assuage Maria Theresa's legitimist anxieties. Joseph, however, was quite ready to treat Galicia as something brand new, and the new direction of its history was heralded by his arrival in Lviv on a tour of inspection in 1773. At the other end of Galicia's history, the province ceased to exist formally in 1918 with the abdication of the last Habsburg emperor and the creation of independent Poland. That endpoint, however, was complicated by the persistence of Galicia in historical memory, and one of the final pieces in the volume, by DIRK NIEFANGER, evocatively describes Joseph Roth, and his traveling companion, fellow writer, and lover Irmgard Keun, arriving in Lviv in 1936 for a stay of five months, visiting a city that still remained poignantly Galician for Roth.

In a brief review it is only possible to cite some of the highlights among the twenty major contributions to this volume. FRANCINE-DOMINIQUE LIECHTENHAN explores the impact of Russian-sponsored pan-Slavism in Galicia during the half century from Mikhail Pogodin's visit to Lviv in 1835 to the Lviv treason trials of 1882. FRÉDÉRIC BARBIER studies the history of the publishing business and book trade in Gal-

cia, noting for instance that in the middle of the nineteenth century only 16 out of 261 Habsburg printing presses were located in Galicia, and studying how Viennese publishing enterprises integrated Galicia into their larger Habsburg network of production and distribution. KLEMENS KAP examines the economic role of peddlers in the late nineteenth century: as peddling (*Hausierhandel*) was rerouted after the coming of the railroads, as the liberalization of economic life brought peddlers across the borders of different crownlands within the monarchy, and as advocates of local production articulated their economic competition with itinerant peddlars by invoking the ugly discourse of anti-semitism.

JAN SURMAN considers reactions of the press to the Ukrainian student demonstrations of 1907 in Lviv, noting especially the Polish perspective which viewed the students as "barbarians" and denounced them, with reference to Ukrainian history, as Haidamaks and Cossacks – or, in one instance, compared them to African cannibal tribes. (pp. 178–179) KRZYSZTOF ZAMORSKI analyzes the discourse of Galician "misery" that crystallized around the statistical tables of Stanisław Szczepanowski's "Nędza Galicyi" in 1888; the metaphor and myth of Galician misery, Zamorski suggests, can be traced back much further to the Josephine reforms of the late eighteenth century, and was, ultimately, uncritically adopted by twentieth-century historians from Stefan Kieniewicz to Norman Davies. ANDREI CORBEA-HOISIE considers the negative image of Galicia as seen from just across the crownland's border in Bukovina, which had been joined to Galicia during the first half of the nineteenth century; thereafter Galicia was regarded with deep suspicion, especially from a Romanian perspective which saw emigration from Galicia as potentially increasing the demographic presence of Jews and Ukrainians. In 1905 the immigrants to Bukovina were described in one publication as "Galician reptiles". (p. 218)

DELPHINE BECHTEL offers an exceptionally elegant study of the crossing of cultures in Galicia, considering, for instance, the Yiddish theatrical family of Yankev Ber Gimpel and the linguistic variety and flexibility that characterized theater in Galicia. She notes unofficial Jewish street names in Habsburg Brody, and discusses

how Joseph Roth fictionally made Brody less Jewish when he presented the town in “Radetzky-Marsch”. Bechtel concludes: “La cartographie mentale d’un lieu identitaire est bien loin de celle d’une carte officielle. [...] Le théâtre, le spectacle, l’opéra, ne sont pas des dépositaires de l’identité du peuple comme l’affirmait Herder, mais bien plus des foyers de croisements fertiles, de rencontres inattendues avec les autres cultures de proximité.” (159) Bechtel very clearly outlines a Galician perspective that destabilizes the conventional forms and categories of modern nationalism.

The figure of Joseph Roth dominates the closing section of the book, featured in three successive contributions: DANIEL BARIC writing about Roth and Croatian writer Miroslav Krleža on Galicia; PHILIPPE CHARDIN writing about the Galician implications of “Radetzky-Marsch” compared to Robert Musil’s “Die Verwirrungen des Zöglings Törless”; and finally NIEFANGER on Roth’s return to Galicia in the 1930s with Irmgard Keun, a homecoming for him, but an alien experience for her. Niefanger relates her poem “Die fremde Stadt” to her experience of Lviv:

*Fremde Stadt,
ich liebe dich um deiner Fremdheit Willen.*
(p. 392)

The uncanny balance of the alien and the familiar to be found in Galicia, depending upon the point of view, is also reflected in this volume. Both JAN RYDEL, writing about Galicia and the Habsburg army, and YURI ANDRUKHOVYCH, in

his feuilleton on the “ruins” of Galicia, introduce their own grandfathers into these pieces. JÉRÔME SEGAL, writing about how the industry of Galician oil helped to create the Jewish bourgeoisie of Vienna, presents the case (and photograph) of Arnold Segal, presumably the author’s great-grandfather. These personal notes underline the issues of legacy and memory that still make Galicia seem intimate and familiar, a hundred years after the province ceased to exist.

Both the heterogeneity of Galicia, and the very diverse perspectives that it calls forth, make a collective volume like this one particularly suitable for exploring the province. Alongside the recent collection “Galicia: A Multicultural Land”, edited by Christopher Hann and Paul Robert Magoesi in 2005, and “Focusing on Galicia”, edited for Polin by Antony Polonsky and Israel Bartal in 1999, and the now classic “Nationbuilding and the Politics of Nationalism: Essays on Austrian Galicia”, edited by Frank Sysyn and Andrei Markovits in 1982, this stimulating new volume suggests how much there is still to be learned from the relatively brief, hundred-and-fifty-year history of Habsburg Galicia. In the cited words of one of the characters in Krleža’s Croatian drama “Galicia”: “Tu es en Galicie, weißt du kleines Baby, du bist in Galizien!” “You have studied what Galicia is, but do you really know what Galicia is like?” (p. 351) Current scholarship poses for us the same challenge: You have studied what Galicia is, but do you really know what Galicia is?

Larry Wolff, New York

JÖRN HAPPEL: Nomadische Lebenswelten und zarische Politik. Der Aufstand in Zentralasien 1916. Stuttgart: Steiner, 2010. 378 S., 8 Abb., 1 Kte. = Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 76. ISBN: 978-3-515-09771-0.

Der Aufstand in Zentralasien gegen die Zarenherrschaft im Jahr 1916 zeigte die Grenzen des russischen imperialen Projektes. Der Baseler Historiker Jörn Happel hat nun eine Studie vorgelegt, die unseren Blick auf diesen Aufstand um wichtige Facetten erweitert. Happel möchte die Geschichte des Aufstandes 1916 in Zentralasien als Teil einer russischen Kolonialgeschichte schreiben, die sich nicht nur auf den Blick des

kolonisierenden Staates reduziert, sondern die Menschen in der kolonialen Situation in den Mittelpunkt stellen. Eine solche Herangehensweise ermögliche, dichotomische Zuschreibungen zu vermeiden und die Dynamik der kolonialen Situation aufzuzeigen. Um dieses zu leisten, verfolgt Happel einen mikrohistorischen Ansatz, der durch die „dichte Beschreibung“ nach Clifford Geertz versucht, den Akteuren möglichst nahezukommen. Räumlich beschränkt sich Happel auf die Region Semireč’e.

Seine Analyse des Aufstandes setzt ein mit einem Rückblick auf Semireč’e vor dem Bruch des Jahres 1916. Happel skizziert die „zivilisatorische Mission“ des imperialen Zentrums, die ab 1906

mit der Ansiedlung von Bauern aus anderen Teilen des russländischen Reiches in der Region Semireč'e Hand in Hand ging. Die Kolonisierungspolitik des Reiches schuf Konflikte zwischen den bäuerlichen Siedlern und den Nomaden, für die die landwirtschaftliche Inbesitznahme des Landes eine Bedrohung ihrer nomadischen Lebensweise bedeutete. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges führte auch in der Region Zentralasien zu einer erhöhten Belastung der Bewohner durch den russländischen Staat: Höhere Steuern wurden den Nomaden ebenso abverlangt wie die Abgabe von Vieh, welches die Grundlage ihrer Lebensgrundlage bildete. Verschärft wurde dieses Problem noch durch die Korruption der lokalen Beamten. Zum Auslöser des Aufstandes wurde schließlich die Entscheidung des Zaren, entgegen der bisherigen Praxis die Kasachen zum Dienst in der Armee einzuziehen. Happel erzählt den Verlauf des Aufstandes aus der Sicht der Menschen, die ihn erlebten. Dabei rekonstruiert er anhand von einigen Fallbeispielen – basierend vor allem auf kurz nach dem Aufstand entstandenen Verhörprotokollen – einerseits die unterschiedlichen Reaktionen der Nomaden auf den Befehl, andererseits aber auch die Ängste der russischen Kolonisten vor dem sich formierenden gewaltsamen Widerstand. Dennoch lässt er Raum für Zwischentöne und zeigt, dass es auch inmitten dieser Gewalt Begegnungen zwischen Nomaden und Russen gab, die von friedlichen interkulturellen Kontakten zeugen.

Anschließend erzählt Happel die Geschichte des Aufstandes noch einmal, aber diesmal aus zwei anderen Perspektiven: der des russischen Rittmeisters Vladimir Železnjakov, der vor und während des Aufstandes als Mitarbeiter der zarischen *Ochrana* in Semireč'e seinen Dienst verrichtete, sowie des Nomadenführers Kanat Abukin, der von russischer Seite – zu Unrecht – als der zentrale Rädelsführer des Aufstandes identifiziert und schließlich verhaftet wurde. Diese beiden Akteure hätten den Aufstand von 1916 auf unterschiedlichen Seiten als „verdichtete Zeit“ gemeinsam erlebt. Ihre Lebenswelten dienen dem Autor als Zugang, um die „Vielschichtigkeit der kolonialen Situation“ (S. 185) sichtbar zu machen. Happel rekonstruiert das Umfeld, in dem sich Železnjakov bewegte und die Rollen, die er in seinem Leben innehatte: als Vertreter der Zarenmacht und als deren Kritiker,

als Beobachter der ihm fremden Welt der Nomaden – ein Grenzgänger zwischen den Kulturen, der einerseits die Kolonialverwaltung sehr kritisch sah, gleichzeitig aber die Macht des Zaren in Zentralasien loyal zu verteidigen suchte. Auf der anderen Seite stand Kanat Abukin. Auch hier ist für Happel eine eindeutige Einordnung problematisch: Vor 1916 war Abukin in der Einheimischenverwaltung tätig gewesen, sein Sohn hatte sich beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges freiwillig zum Dienst in der russischen Armee gemeldet, gleichzeitig hatte Abukin aber die Kolonisierungspolitik des russischen Imperiums und die daraus entstandenen Konflikte wahrgenommen.

Schließlich betrachtet Happel das Aufeinandertreffen der beiden in einem Verhörzimmer im zentralasiatischen Vernyj im November 1916. Mit Rückgriff auf die Protokolle dieser Begegnung zeigt Happel, dass Železnjakov das Verhör nicht nur als Instrument der Strafverfolgung diente, sondern dass er es nutzte, um die Berechtigung seiner Skepsis gegenüber der russischen Kolonialpolitik zu überprüfen. Abukin versuchte seinerseits, das Gespräch auf die Themen zu lenken, in denen sich das Versagen der russischen Politik in Zentralasien manifestierte und deren katastrophale Auswirkungen auf das Leben der Nomaden deutlich wurden.

Im letzten Teil der Studie verlässt Happel die Mikrohistorie und bietet dem Leser einen Ausblick auf die Auswirkungen des Aufstandes in der frühen Sowjetunion sowie seine ideologische Inanspruchnahme durch die Bol'seviki.

Mit seiner Studie ist Jörn Happel eine originelle und überzeugende Deutung des Aufstandes in Zentralasien gelungen. Seinem Anspruch, Kolonialgeschichte ‚von unten‘ zu schreiben und damit Ambivalenzen sichtbar zu machen, die in Großerzählungen der russischen Kolonialgeschichte keinen Platz haben, ist er in jeder Hinsicht gerecht geworden. Auf beeindruckende Weise hat er unterschiedliche Lebenswelten in Zentralasien im späten Zarenreich rekonstruiert. Sein Verzicht auf eine streng chronologische Erzählung zu Gunsten einer multiperspektivischen Narration führt bisweilen zu Redundanzen im Text. Stilistisch stört die wiederholt auftretende Verwendung der ersten Person Singular im Hauptteil der Studie, sowie an manchen Stellen

die häufige Setzung von Fußnoten in nur einem Satz. Die Nachweise zu rafften und an den Schluss eines Satzes oder Absatzes zu setzen, hätte die Lesbarkeit noch etwas verbessert. Ins-

gesamt hat Happel einen sehr wichtigen Beitrag zur russischen Kolonialgeschichte geleistet, den man mit großem Gewinn liest.

Franziska Davies, München

HELMUT ALTRICHTER / HERMANN WENTKER (Hrsg.): Der KSZE-Prozess. Vom Kalten Krieg zu einem neuen Europa 1975 bis 1990, München: Oldenbourg 2011, 126 S. ISBN 978-3-486-59807-0.

Der kleinformate Band fasst erste Ergebnisse eines Forschungsprojekts des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin, des Lehrstuhls für Zeitgeschichte an der Universität Paris IV und des Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg über Folgeentwicklungen der Konferenz über Sicherheit und Sicherheit in Europa (KSZE) zusammen, in deren Schlussakte sich die UdSSR und die anderen Oststaaten zu erheblichen Zugeständnissen an die westlichen Standpunkte, etwa bezüglich der Menschenrechte, bereit gefunden haben. Wie nicht anders zu erwarten war, gingen anschließend die Auffassungen, wie die Vereinbarungen konkret zu verwirklichen seien, stark auseinander, was den Verlauf der Folgetreffen weithin bestimmte. Vor allem beim ersten Mal, in Belgrad 1977, kam es daher zu Konflikten, die in der Abschlusserklärung nur mit Mühe übertüncht werden konnten. Trotzdem war mit der Schlussakte und dem folgenden diplomatischen Prozess eine Basis geschaffen, die ab Mitte der 1980er Jahre, als sich fundamentale Änderungen im Osten vollzogen, die Erzielung eines Einverständnisses wesentlich erleichterte.

Der Skizzierung des Gesamtverlaufs und den Hinweisen auf die bisherige wissenschaftliche Literatur in der Einleitung der Herausgeber folgen Beiträge über die multilateralen Spannungsbemühungen der Regierung Schmidt/Genscher 1975–1978 (MATTHIAS PETER), die NachKSZE-Politik von Giscard d'Estaing (VERONIKA HEYDE), die menschenrechtsbezogene Diplomatie der neutralen Schweiz in der gleichen Zeit (PHILIP ROSIN) und die nicht auf den Folgeprozess, sondern auf die KSZE-Verhandlungen bezogenen Ausführungen über das österreichische

Verhalten (BENJAMIN GILDE). Alle weiteren Aufsätze befassen sich mit Auswirkungen auf die Gesellschaften kommunistischer Staaten: mit den Bürgerrechtlern in der UdSSR 1977–1983 (ERNST WAWRA) und 1986–1989 (YULIYA VON SAAL), der Ausreisebewegung in der DDR (ANJA HANISCH), der Solidarność-Opposition in Polen (GUNTER DEHNERT) sowie der Charta 77 und der „Samtenen Revolution“ in der ČSSR (BENJAMIN MÜLLER). Außer bei dem erstgenannten Beitrag handelt es sich um Arbeiten von Autoren, die ihre wissenschaftliche Tätigkeit gerade erst begonnen haben und sich dem behandelten Thema weiter widmen.

Die durchweg soliden Aufsätze des Bandes vermitteln dem interessierten Leser einen guten Überblick über wichtige Bereiche des Gesamtthemas. Die Auswahl ist freilich nicht nach systematischen Gesichtspunkten erfolgt. Was insbesondere fehlt, ist eine Darstellung der an die KSZE anschließenden sowjetischen Außen- und Sicherheitspolitik, deren Ausgangspunkt die Vorstellung war, dass mit der Schlussakte der KSZE die Phase der „politischen Entspannung“ zum erfolgreichen Abschluss gekommen sei, welcher der Westen nunmehr energische Bemühungen um „militärische Entspannung“ – gemeint war einseitige Abrüstung – folgen lassen müsse. Das leitete die paradox erscheinende Entwicklung ein, dass auf die KSZE, welche die politischen Konflikte in Europa wesentlich entschärft hatte, ab 1979 eine – in dem Band unerwähnt gebliebene – Phase heftigster Auseinandersetzung über Rüstungsfragen folgte, die in der Literatur weithin als „zweiter Kalter Krieg“ bezeichnet wird.

Der Band ist empfehlenswert als Einstieg sowohl in die Folgeprobleme der KSZE außerhalb der Sicherheitspolitik als auch in wichtige Bereiche der diplomatischen Interaktion im Vorfeld des weltgeschichtlichen Umbruchs von 1989 bis 1991.

Gerhard Wettig, Kommen

EVA MAEDER: *Altgläubige zwischen Aufbruch und Apokalypse. Religion, Verwaltung und Wirtschaft in einem ostsibirischen Dorf (1900 – 1930er Jahre)*. Zürich: Chronos, 2011. 301 S., 57 Abb. ISBN: 978-3-0340-1049-8.

Zwar hat es in den letzten Jahren einige Untersuchungen zur Mikrohistorie einzelner russischer Dörfer oder zu speziellen Aspekten des Provinzlebens gegeben, doch zeichnet sich die hier vorliegende Studie durch einige Besonderheiten aus, die sie zu einer interessanten Lektüre machen. Vor allem ist hervorzuheben, dass sich die Verfasserin mit einem Dorf in Transbaikalien beschäftigt hat, dessen Bewohner traditionell Altgläubige sind, die in der Regel (faktisch) der priesterlosen Richtung angehören, auch wenn sie sich vielfach gespalten haben und die Religiosität heute keine zentrale Rolle mehr spielt. Doch gerade im Untersuchungszeitraum, der durch die Wende der Religionspolitik von 1905, den Ersten Weltkrieg, die Revolutionen von 1917 und die fortschreitende Sowjetisierung geprägt ist, sollte die religiöse Zugehörigkeit des Dorfes eine wichtige Rolle spielen – es ist also höchst interessant, sich einer solchen Gemeinschaft zuzuwenden.

Die Verfasserin hat ihre Untersuchung in sieben Kapitel gegliedert, deren erstes einleitenden Charakter hat und vor allem zu Fragestellung, Methode, Quellen und Forschungslage Stellung nimmt. Das darauffolgende stellt kurz, aber prägnant Charakteristika und Geschichte des russischen Altgläubigentums dar, insoweit sie für die Studie einschlägig sind – daher gibt es auch einen eigenen Abschnitt über die Geschichte des untersuchten Dorfes. Das dritte Kapitel beschreibt die soziale Struktur des Dorfes vor 1914; der Verdacht und oft auch Widerstand gegen alle Menschen und Institutionen, die einen anderen Glauben hatten, ist ein wichtiges Element in der Selbstverwaltung des Ortes. Der Erste Weltkrieg und der darauf folgende Bürgerkrieg bilden einen großen Einschnitt im Leben des Dorfes. Nach rasch wechselnden Regierungen, in denen die Dorfautoritäten strukturell weitgehend erhalten blieben, etablierte sich das Sowjetregime; in dieser Zeit war die Wirtschaftsleistung durch Kriegsabgaben erheblich abgesunken. Die „Neue Ökonomische Politik“, der das nächste Kapitel gewidmet ist, sollte das Vertrauen der Bevölkerung

durch Hebung des Lebensstandards gewinnen helfen. Damit einher gingen die Stabilisierung des kommunistischen Systems und – für die altgläubigen Dorfbewohner besonders wichtig und folgenreich – die Intensivierung der antireligiösen Propaganda. Die Verfasserin zeigt anhand von reichhaltigem Material, wie die Bemühungen oft wenig gebildeter Agitatoren mit der traditionellen Religion und vor allem den von ihr geprägten Bräuchen zusammenstießen. Der Aufbau einer eigenen Dorfzelle der Partei war mit enormen Schwierigkeiten verbunden. Mit dem Abgehen von der NÉP durch den Versuch der „sozialistischen Umgestaltung“ der Landwirtschaft und der kompletten Kollektivierung Ende der 1920er Jahre befasst sich das sechste Kapitel. Den Bauern war nun die Verfügungsgewalt über das von ihnen erwirtschaftete Getreide genommen; es wurde eingezogen. Zusammen mit der „Entkulakisierung“ bedeutete die Zerstörung der Kirchengebäude eine wichtige Veränderung im Leben des Dorfes; hier geht die Verfasserin zuweilen auch mit aufschlussreichen Ausblicken über die 30er Jahre hinaus, die eigentlich die zeitliche Grenze für die Untersuchung bilden. Das letzte Kapitel ist mit „Schlussfolgerungen und Ausblick“ überschrieben; in ihm werden die Ergebnisse der Arbeit noch einmal in konziser Form zusammengefasst, und es wird gezeigt, wie Strukturen auch über Epochengrenzen und wichtige Einschnitte hinaus erhalten bleiben; zudem gibt es in den verschiedenen Systemen auch bleibende Elemente (etwa die schwierige Beziehung Zentrum–Peripherie, die ja von konkreten Regierungsformen unabhängig ist). Doch hat die Festigung der Sowjetmacht auch einen Modernisierungsschub mit sich gebracht, der vor allem durch die Maßnahmen im Bereich der Bildung (Alphabetisierung, Gründung von Schulen) Wirkungen zeigte. Eine Tabelle mit der Entwicklung der Einwohnerzahl und der Zahl der Höfe im Dorf, ein Glossar und eine Bibliographie beschließen das Buch.

Der Verfasserin ist eine eindrucksvolle Studie gelungen, für deren Bearbeitung sie nicht nur auf reichhaltige Archivmaterialien aus Burjatien und Moskau zurückgegriffen und die Literatur rezipiert, sondern auch Interviews mit alten Dorfbewohnern (darunter einigen, die im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts geboren wurden) geführt hat. Die Darstellung ist flüssig lesbar und

immer gut dokumentiert; die Gliederung auch der einzelnen Kapitel überzeugt, weil sie trotz der grundsätzlich chronologischen Vorgehensweise stets sachliche und systematische Aspekte hervorhebt und sich somit nicht auf eine Aufreihung von Geschehnissen und Entwicklungen beschränkt. Die immer wieder vorkommende Thematik der Religion ist von besonderem Interesse, da sich hier die Entwicklungen einer traditionellen Religiosität in all ihrer Komplexität (wovon die vielfältigen Spaltungen bereits vor der sowjetischen Verfolgung zeugen) in einer gesellschaftlichen Situation zeigen, in der die Religion

nicht nur nicht toleriert, sondern bekämpft und verfolgt wird. Es ist höchst instruktiv, die Art und Weise beobachten und nachvollziehen zu können, auf die die Religion zunächst doch überlebt, sich anpasst und schließlich immer mehr an Bedeutung verliert. Die Verfasserin hat in ihrem Schlusskapitel Forschungsdesiderate zu den Altgläubigen überhaupt sowie zu der Region, in der sie geforscht hat, deutlich gemacht. Es ist zu wünschen, dass zu diesen Themen weitere Studien entstehen, und es wäre schön, wenn sie von ebensolcher Qualität wären wie die vorliegende.

Thomas Bremer, Münster

* * *

CHRISTOPH MICK: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914–1947. Wiesbaden: Harrassowitz, 2010. 632 S., 4 Ktn. = Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 22. ISBN: 978-3-447-06193-3.

sich herausstellen, dass man eine solche Hierarchisierung nicht immer völlig vermeiden kann oder soll. Allerdings ermöglicht der Ansatz Mick eine gut geschriebene, differenzierte und fundierte Darstellung des Handelns und der Wahrnehmung der Bevölkerung unter den katastrophalen Bedingungen von 1914–1947.

Nur wenige Städte der heutigen Ukraine ziehen das Interesse der Historiker so an wie Lemberg. Das hat mehrere Gründe. Die Stadt nimmt eine wichtige Rolle in den nationalen Geschichtsschreibungen aller Bevölkerungsgruppen, die heute und früher in der Stadt wohnten, ein: Sie wurde zum Beispiel als der Vorposten der polnischen Zivilisationsmission im Osten, die Hauptstadt des ukrainischen Piemont und ein wichtiges Zentrum der jüdischen Kultur angesehen. Darüber hinaus war Lemberg in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts der Schauplatz wiederholter Herrschaftswechsel, von Kriegen, Pogromen, Völkermord und Vertreibung. Da diese katastrophalen Ereignisse die verschiedenen ethnischen Gruppen Lembergs ganz unterschiedlich trafen, nahmen Polen, Ukrainer und Juden dieselben Vorkommnisse gegenläufig wahr.

Der zentrale Erzählungsstrang zeichnet nach, wie das ethnisch gemischte Lemberg mit polnischer Mehrheit eine ukrainische Stadt wurde: also den Wandel von Lwów zum L'viv. Der Erste Weltkrieg verschärfte die schon bestehenden ethnischen Spannungen, indem die Politik der russischen Besatzungsmacht die verschiedenen Gemeinschaften unterschiedlich behandelte. Während die Juden unter der ständigen Furcht von Pogromen leben mussten, fand die polnische Gemeinschaft einen nützlichen Vorgesprecher in der Person von Tadeusz Rutowski (dem Präsidenten der Stadt Lemberg), der für die Polen einige Aspekte der Besatzung mildern konnte. Die Ukrainer wurden einer Politik der Russifizierung ausgesetzt. Hier ist hervorzuheben, dass im Widerspruch zur typischen nationalukrainischen Darstellung Mick unterstreicht, wie der russische Statthalter Grenzen setzte bei der versuchten Russifizierung der galizischen Ukrainer.

Dies nimmt Mick als seinen Ansatzpunkt. Um die konkurrierenden und gegensätzlichen nationalen historiographischen Fronten zu durchbrechen, greift er auf einen erfahrungsgeschichtlichen Ansatz zurück. Dabei untersucht er die Erfahrungen der verschiedenen ethnischen Gruppen, ohne sie nach ihrer vermeintlichen Nähe zu einer rekonstruierten Wirklichkeit zu hierarchisieren, und beschreibt, wie die wahrgenommene Erfahrung der Beteiligten ihr Verhalten und Handeln bestimmte. In der Praxis mag es

Der Rückkehr der Habsburgischen Verwaltung ging mit gegenseitigen Anschuldigungen der Geschäftemacherei und der Kollaboration zwischen den ethnischen Gemeinschaften, aber auch mit Loyalitätsverlust gegenüber der Dynastie einher. Diese Wahrnehmungen prägten auch die Perzeptionen der Anderen während des Polnisch-Ukrainischen Krieges, der dem Zerfall der Habsburgischen Monarchie folgte: Polnische Vorstellungen

von jüdischen Schiebergeschäften während des Krieges und die ausgebliebene Bestrafung angeblicher Zusammenarbeit mit den russischen Besatzern durch die Habsburgischen Behörden verursachten zusammen mit traditionellen antisemitischen Vorstellungen nach der Vertreibung der ukrainischen Streitkräfte ein Pogrom; eine weitere Ursache für das Pogrom war der polnische Glaube, dass die jüdischen Neutralitätserklärungen in dem polnisch-ukrainischen Konflikt einen Verrat an der polnischen Nation darstellte.

Die Novembertage, also die Zeit des polnisch-ukrainischen Kampfes um Lemberg, waren ein bestimmendes Moment für die interethnischen Beziehungen in der Stadt während der Zwischenkriegszeit. Durch verschiedene Arten der Memorialisierung versuchten sowohl Polen als auch Ukrainer die Kriegserfahrung zu bewahren und zu instrumentalisieren: Beide Gemeinschaften benutzten auf diesem Weg die Opfer der Kämpfe, um die Jugend zu einer ähnlichen Opferbereitschaft in der Zukunft zu erziehen. Trotz der strukturellen Ähnlichkeiten zwischen den polnischen und ukrainischen Memorialisierungen waren diese inhaltlich nicht miteinander zu verbinden. Darüber hinaus hatten die Polen als Titularnation mehr Möglichkeiten: Einerseits sollte die institutionalisierte und verortete polnische Erinnerung der Novembertage den zentralen Platz Lembergs in der Zweiten Republik betonen und integrativ wirken. Andererseits war der Novembermythos auch ein Kampfplatz zwischen den Nationaldemokraten und Pilsudski-Anhängern. Die integrative Funktion erfasste auch nicht die jüdischen Bewohner der Stadt, die die Novembertage nur im Zusammenhang mit dem Pogrom betrachten konnten.

Der Zweite Weltkrieg und seine Nachwehen vollzogen die Verwandlung von Lwów zu L'viv durch den nationalsozialistischen Völkermord an den Juden und die sowjetische Aussiedlung der Polen. Mick unterstreicht, wie frühere Erfahrungen und die damit verbundenen Wahrnehmungen die lokale Erfahrung des Weltkriegs mitbestimmten. Diese änderten sich aber auch unter dem Eindruck neuer Faktoren. Er betont zum Beispiel, wie die Pogrome vom Juli 1941 äußerlich dem Muster von früheren Pogromen ähnelten und an den alten Vorurteilen gegenüber Juden anknüpften, aber mit dem großen Unter-

schied, dass die neuen deutschen Behörden sie guthießen und anstachelten. Die sowjetische Politik teilte hingegen die örtliche Bevölkerung sowohl nach Klassen- als auch nach ethnischen Kategorien ein. Allerdings wurden auch Maßnahmen, die gegen bestimmte Klassen gerichtet waren, von der örtlichen Bevölkerung national verstanden. Des Weiteren prägte die Erinnerung des polnisch-sowjetischen Kriegs von 1920 die sowjetische Wahrnehmung von den Polen als sowjetfeindlich, unabhängig von ihrer Klassenzugehörigkeit. Zugleich traten die örtlichen Polen und Ukrainer auch als Täter auf, zum Beispiel im polnisch-ukrainischen Kampf während des Krieges, der auch gegenseitige ethnische Säuberungen einschloss. Diese Kombination von Leid und Täterschaft führt das historische Gedächtnis der beiden Nationen weit auseinander, weil man nur das Erstere und nicht das Zweitere anerkennen wollte.

Mick gibt zu, dass wegen der Konzentration auf ethnische Konflikte sowohl soziale Konflikte als auch die friedlichen Aspekte einer multiethnischen Gemeinschaft in den Narrativen zu wenig vorkommen. Man mag auch den Einwand vorbringen, dass Mick die Trennungslinien innerhalb der vorgestellten ethnischen Gemeinschaften und die Beziehungen über ethnische Grenzen hinweg nicht ausreichend untersucht und dadurch selbst diese ethnischen Identitäten im Nachhinein verfestigt. Allerdings zeigen die Narrative vorzüglich, wie die Politik der verschiedenen Regime, die ihre Herrschaft über Lemberg ausübten, Polen, Ukrainer und Juden als solche betrachtete und behandelte und dadurch zur Homogenisierung und Abgrenzung der ethnischen Gemeinschaften beitrug. Gleichzeitig erfährt der Leser, wie zum Beispiel der Polnisch-Ukrainische Krieg die Bewohner Lembergs zwang, sich für eine einzige Identität zu entscheiden. Wenn Zeitgenossen Differenzierungen innerhalb der ethnischen Gemeinschaften immer weniger wahrnahmen, ist es auch folgerichtig, dass in einer Erfahrungsgeschichte diese wenig hervortreten. Und das ist auch ein Befund.

Außerdem geht Mick durchaus den konstruierten Trennungslinien innerhalb der Gemeinschaften nach, wenn sie in den Quellen vorkommen. So postulierten zum Beispiel die polnischen Behörden der Zweiten Republik eine Unterscheidung

zwischen Ukrainern (politisch bewusster Nationalintelligenz) und Ruthenen (polenloyalen Bauern). Nichtsdestotrotz wären weitere Untersuchungen sehr produktiv, die nicht nur auf die ethnischen Konflikte abstellen, sondern auch die Trennungslinien innerhalb der vorgestellten ethnischen Gruppen und die Beziehungen über ihre imaginierten Grenzen hinweg berücksichtigen.

Lemberg war die wichtigste Stadt Ostgaliziens, und die Ereignisse in der Stadt bestimmten maßgeblich die Politik in der Provinz. Daher ist es unvermeidlich, dass Mick bei der Untersuchung der historischen Verläufe in Lemberg auch die all-

gemeine Geschichte von Ostgalizien erzählt. Diese Geschichte ist in Teilen nicht unbekannt, aber Mick bietet eine sehr klare Darstellung mit ausführlichen Hinweisen auf die neueste Literatur in vier Sprachen und relevante Primärquellen. Darüber hinaus tritt die örtliche Bevölkerung hier angemessen nicht nur als Objekt der Politik der benachbarten Großmächte, sondern auch als handelnder Akteur in Erscheinung. Zusammenfassend ist Micks Buch als ein im Allgemeinen gelungener und sehr solider Beitrag zur Geschichte eines osteuropäischen Grenzlandes zu betrachten.

Christopher Gilley, Hamburg

VOLKER ZIMMERMANN: Eine sozialistische Freundschaft im Wandel. Die Beziehungen zwischen der SBZ/DDR und der Tschechoslowakei (1945–1969). Essen: Klartext, 2010. 639 S., Tab. = Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, 34. ISBN: 978-3-8375-0296-1.

Die Analyse der politischen Beziehungen zwischen der ČS(S)R und der DDR hat in der deutschsprachigen Forschung schon in der Vergangenheit ihre Autoren gefunden, etwa in den Arbeiten von Beate Ihme-Tuchel (1994) oder Wolfgang Schwarz (2004). Dabei wurde der Begriff Außenpolitik allerdings nie so breit verstanden wie in der nun vorliegenden Fassung der ursprünglich 2005 eingereichten Düsseldorfer Habilitationsschrift von Volker Zimmermann, einem der ausgewiesenen Kenner der tschechischen Geschichte des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Im Kontext der Debatten über transnationale Beziehungen sowie das Wirken nichtstaatlicher Akteure bezieht er in seine Studie neben den Kontakten auf offizieller Partei- und Staatsebene auch Gewerkschaften, Jugendverbände und Betriebe mit ein. Dies trägt nicht nur zu einer deutlichen Erweiterung der verwendeten Quellenbasis bei, sondern verbessert auch die Möglichkeiten der Wahrnehmung gesamtgesellschaftlicher Prozesse bzw. – wie Zimmermann es ausdrückt – ihrer Tiefenstrukturen.

Eine der wichtigen Prämissen des Buches ist es überdies, Beziehungsgeschichte nicht als reine Konfliktgeschichte zu verstehen, was sich im Falle der beiden beteiligten Staaten im Vorfeld des Jahres 1968 ja zweifellos anbieten würde. Ganz zu Recht spricht Zimmermann deshalb

auch von einer teilweisen Neuinterpretation der Dokumente der sechziger Jahre hin zu einer Betonung des normalen Beziehungsalltags. Des Weiteren sieht der Verfasser die Beziehungsgeschichte im Kontext der jeweiligen Stellung zur Sowjetunion und des Kampfes um die Rolle des meistprivilegierten Verbündeten. Die damit verbundenen Debatten stellen zwar kein Neuland dar – gerade die Rivalitäten der jeweiligen Parteichefs sind im Kontext der zeitnahen Sowjetologie ausführlich beleuchtet worden –, sie illustrieren aber dennoch eindrucksvoll die Gewichtverschiebungen, die zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der gewaltsamen Niederschlagung des Prager Frühlings in Ostmitteleuropa stattfanden. Der zunehmende wirtschaftliche wie ideologische Einfluss der DDR wurde gerade in Bezug auf die Tschechoslowakei deutlich sichtbar. Konnte es sich die tschechoslowakische Führung als Vertreterin eines Siegerstaates des Krieges bis in die frühen fünfziger Jahre hinein leisten abzuwägen, eine wie enge Verbindung zum ostdeutschen Staat sie angesichts der massiven Ablehnung alles Deutschen innerhalb der eigenen Gesellschaft eingehen würde, musste sie später auch angesichts wirtschaftlicher Zwänge immer stärker die wichtigere Rolle der DDR akzeptieren.

Die fünf Unterkapitel gliedern den Untersuchungszeitraum in die Phasen von Annäherung, Begegnungen, Differenzen, Entfremdung und Neuordnung, wobei klar wird, dass es innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte durchaus unterschiedliche Bewertungen des Zustands sowie der künftigen Chancen der Beziehungen in Partei und Gesellschaft gegeben hat. Nahmen sich die

Bevölkerungen der beiden Staaten anfänglich vor allem aus sicherem Abstand heraus wahr, wuchs mit der Zeit das Interesse an direkten Kontakten und dem damit verbundenen Erfahrungsaustausch. Dies lag freilich nicht immer im Interesse der jeweiligen Parteiführungen. Die Abschottung der DDR vom Westen durch Stacheldraht und Mauerbau belebte die Beziehungen zur Tschechoslowakei deutlich. Dies fiel allerdings in eine Zeit, als sich an der Moldau zunehmend liberalere Tendenzen in der Politik, vor allem aber in der Kultur zeigten, die die SED-Führung nicht gutheißen konnte. Während also die Bevölkerungen beider Staaten immer stärker Reiseerleichterungen einforderten, wuchs der Ost-Berliner Argwohn, die reformkommunistische Führung in Prag könne auf dem Weg sein, das Bündnis zu verlassen. Interessant ist hierbei, dass die tschechoslowakisch-ostdeutschen Beziehungen immer durch das Prisma der Wahrnehmung der Bundesrepublik Deutschland gesehen werden müssen, denn zu groß war die Angst der DDR-Führung, eine Annäherung an diesen Staat könne die eigene Position massiv gefährden. Dass dennoch die Kontakte der Menschen Mitte der sechziger Jahre aufgrund des zunehmend elaborierten Beziehungsgeflechts gewissermaßen außer Kontrolle gerieten, ist nicht zu leugnen, wengleich gerade auf tschechoslowakischer Seite die häufig überhebliche Einstellung ostdeutscher Besucher des Landes beklagt wurde. Als eine solche Haltung auch immer häufiger bei offiziellen Vertretern des DDR-Systems aufzutreten schien, die in bevormundendem Ton Ratschläge zu den inneren Verhältnissen der ČSSR gaben, reagierten deren Bürger in Protestschreiben zunehmend kritisch. In gewisser Weise wurde hierdurch die gegenseitige Entfremdung bereits vorbereitet, die auf den Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen 1968 folgte. In den Jahren darauf waren die Rollen in den Beziehungen dann aber zu klar verteilt und die kritischen Stimmen in der ČSSR wurden mundtot gemacht.

An dieser Stelle könnte das wohlüberlegt verfasste und gewissenhaft durchgearbeitete Buch im Grunde enden. Es folgen aber noch vom Verfasser so bezeichnete Exkurse über Geschichtsbilder als Basis sozialistischer Freundschaft und zur Rolle der VR Polen in den bilateralen Bezie-

hungen. Während der erste Teil sich äußerst verdienstvoll der Kooperation sowie den (oft ausbleibenden) Ergebnissen der Historiker innerhalb und außerhalb der 1955 gegründeten offiziellen gemeinsamen Historikerkommission – unter anderem auf der Basis von Interviews mit daran Beteiligten – sowie den Inhalten der Geschichts- und Geographieschulbücher widmet, fällt der Polen gewidmete Teil des Buches inhaltlich etwas ab und es ist ein tatsächlicher Mehrwert nicht unbedingt zu erkennen. Dieser wäre auch nur in Gestalt einer zusätzlichen Monographie wirksam zu leisten gewesen. Problematisch sind hier aber eher die Unsicherheit bei der Bewertung innerpolnischer Vorgänge sowie die Auswahl der für die Darstellung herangezogenen Literatur. So verwendet der Verfasser etwa auf der Grundlage der veralteten Gesamtdarstellung von JÖRG HOENSCH unzutreffende Zahlen zum „Dreimal-Ja-Referendum“ des Jahres 1946 (S. 518). Der Stand der Beziehungen zwischen SBZ/DDR und Polen konnte noch nicht auf der Grundlage der wegweisenden Quelleneditionen von JERZY KOCHANOWSKI für die Jahre 1945–1949 oder 1956 beschrieben werden, sondern lediglich anhand der zeitnahen Monographien FRANZ SIKORAS (dessen Pseudonym Frank Bontschek Zimmermann nicht identifizieren kann).

Dies ändert jedoch nichts an der Leistung einer erstmaligen umfassenden Beschreibung des tschechoslowakisch-ostdeutschen Verhältnisses in den fünfundzwanzig Jahren nach Kriegsende auf gesamtgesellschaftlicher Basis, die sich zudem an einer Reihe die gegenwärtige Forschung voranbringender Fragen orientiert, wie der nach den Handlungsspielräumen der so genannten „Satellitenstaaten“ im Ostblock, die Zimmermann völlig zurecht als relativ groß kennzeichnet, oder nach den Widersprüchen zwischen interner Parteipolitik und den Erfordernissen der Diplomatie. Dies gipfelt in den anregenden Schlussfrage, inwieweit Verflechtung nicht auch ein Dilemma darstellen könne, das den eigentlichen Intentionen der beteiligten Staats- und Parteistellen, namentlich ihrem Anspruch auf eine möglichst umfassende Beherrschung der eigenen Bevölkerung, zuwiderlaufe.

Markus Krzoska, Gießen

* * *

EVA HAHN / HANS HENNING HAHN: Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte. Paderborn, München, Wien [usw.]: Schöningh, 2010. 839 S., 29 Abb., 32 Tab. ISBN: 978-3-506-77044-8.

Bei der über achthundert Seiten umfassenden Studie handelt es sich um eine Bestandsaufnahme der unterschiedlichen Weise des Erinnerns von Politikern und Publizisten an den Zweiten Weltkrieg und die Vertreibung der Deutschen sowie der Erinnerung von persönlich Betroffenen an diese Zeit. Im Untertitel „Legenden, Mythos, Geschichte“ wird bereits die kritische Sicht der Historiker Eva und Hans Henning Hahn deutlich, die sich seit mehreren Jahrzehnten mit dem komplexen Thema Vertreibung befassen. Bekanntlich konnte bei dessen Aufarbeitung noch kein gemeinsamer Konsens in der historisch und politisch interessierten Gesellschaft gefunden werden und dies wird aufgrund der unterschiedlichen Ansichten über das Thema wohl auch in der Zukunft nicht möglich sein.

Die Autoren zogen zu ihrer in vier Teilen und einem umfangreichen Anhang eingeteilten Untersuchung verschiedene Textsorten heran, u.a. Zeitzeugenberichte, Quelleneditionen, Schulbücher, literarische Texte, Reden von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, aus denen sie die „Umriss und Inhalte“ erhielten, „die das deutsche Erinnern an die Vertreibung im engeren Sinne des Wortes [...] ausmachen“ (S. 9). Ziel ist es, sowohl die Geschichte des Erinnerns an die Vertreibung in der Bundesrepublik Deutschland als auch die Geschichte der Vertreibung zu beschreiben und die Diskrepanz zwischen dem öffentlichen Erinnern, den Berichten persönlich Betroffener sowie historisch-politischen Quellen aufzuzeigen. Ein besonderes Anliegen der Autoren ist es, die Legenden und Mythen, die sich in den Erinnerungsbildern erhalten haben, zu benennen und kritisch zu hinterfragen. Dabei stützen sie sich auf die neuere Erinnerungs-, Mythen- und Stereotypenforschung, verzichten jedoch auf einen fachwissenschaftlichen Jargon, um so die in dieser Studie gewonnenen historischen Erkenntnisse verständlich zu machen. Desgleichen betonen die Autoren, vornehmlich deutschsprachige Publikationen für ihre Untersuchung herangezogen zu haben, da eine Einbezie-

hung der fremdsprachigen Publikationen den Rahmen des Buches gesprengt hätte.

Im ersten Teil wird in einer „Galerie der Erinnerungsbilder“ die unterschiedliche Wahrnehmung der Vertreibung nach 1945 an unterschiedlichen Beispielen aufgezeigt. Dazu gehört das Jonglieren mit den Zahlen der Vertriebenen, darunter auch den Zahlen der auf der Flucht oder bei der Vertreibung ums Leben gekommenen Personen, die außerordentlich große Unterschiede aufweisen und in den letzten Jahrzehnten immer wieder nach unten korrigiert werden mussten. Ebenso werden in diesem Teil als Beispiele die im kollektiven Gedächtnis der Deutschen fest verankerten Bilder der an deutschen Zivilisten im ostpreußischen Nemmersdorf durch Soldaten der Roten Armee sowie im tschechischen Aussig (Ústí nad Labem) von Tschechen verübten Gräueltaten an deutschen Zivilisten angeführt.

Im zweiten Teil „Verdrängte Erinnerungen“ widmen sich die Autoren der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und untersuchen am Beispiel verschiedener zeitgenössischer Textquellen die Politik der Nationalsozialisten in Bezug auf ihre Haltung gegenüber der deutschen Minderheit im östlichen Europa sowie ihre Pläne zur Umsiedlung der deutschen Bevölkerung und deren Durchführung im Rahmen des geheimen Zusatzabkommens des Hitler-Stalin-Paktes. Das Schlagwort „Heimkehr“ wird in diesem Teil besonders thematisiert, indem insbesondere auf Niederschriften von Umsiedlern zurückgegriffen wird. Der zweite Teil schließt mit recht umfangreichen Ausführungen über die Überlegungen und Diskussionen der Alliierten im Hinblick auf ihre Deutschlandpolitik und die Ziehung der deutschen Ostgrenze, die – wie die Autoren kritisch anmerken –, schon im Deutschland der Nachkriegszeit nur wenigen Personen bekannt wurden und auch heute noch kaum bekannt seien und dementsprechend selten in Forschungsarbeiten berücksichtigt würden.

Der dritte Teil „Aus der Gründerzeit des Erinnerns“ widmet sich dem Erinnern in Deutschland insbesondere zwischen 1945 und 1949 sowie während der 1950er und 1960er Jahre. Die Autoren beziehen sich zu Beginn ihrer Ausführung konkret auf das 2007 in einem Buch geäußerte Bedauern des Historikers und Direktors der

Bundesstiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“, Manfred Kittel, dass der „Exodus von 1945“ nur noch als Ergebnis des in den Mittelpunkt des Interesses gerückten Dritten Reichs und seiner Verbrechen angesehen werde. Aufgrund dieser von Kittel vertretenen Ansichten ist es Eva und Hans Henning Hahn zufolge notwendig, auf die in den 1950er Jahren verfolgte Politik der verschiedenen bundesdeutschen Vertriebenenorganisationen einzugehen, die sich 1958 zum Bund der Vertriebenen zusammengeschlossen haben. In diesem Teil der Studie wird auch ausführlich und umfassend Kritik an der unter der Federführung Theodor Schieders in acht Bänden zwischen 1953 und 1962 herausgegebenen und unter den Historikern sehr umstrittenen „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ geübt. Die Autoren werfen dieser Dokumentation vor, „die Verantwortung des NS-Regimes für den Heimatverlust der Umsiedler sowie die im Zuge der Räumungspolitik herbeigeführte humanitäre Katastrophe zu kaschieren. Anstatt dessen sollte die Rote Armee als der Verursacher der ‚Flucht‘ erscheinen.“ Und die Autoren gehen sogar so weit zu behaupten, dass das in der Dokumentation dargestellte Bild der Flucht „als eine Fälschung der Tatsachen bezeichnet werden muss“ (S. 470), und betonen, dass die Dokumentation als wissenschaftliches Werk misslungen sei (S. 472). Des Weiteren prangern die Autoren an, dass viele der in der Dokumentation zu findenden Legenden auch in den nachfolgenden Jahrzehnten unkritisch weiter kolportiert worden seien und so dem Mythos Vertreibung Vorschub geleistet hätten, und dies, obwohl das Institut für Zeitgeschichte in München schon 1983 für eine not-

wendige Distanz bei der Beschäftigung mit dem Thema Vertreibung plädiert habe.

Im vierten Teil „Von der Vielfalt des Erinnerns“ widmen sich die Autoren dem unterschiedlichen Erinnern in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik. Der Schwerpunkt der Betrachtungen liegt hier auf den Erinnerungen von Deutschen aus der Tschechoslowakei und Polen sowie insbesondere auf dem Erinnern der Vertriebenenorganisationen. Ein eigener Abschnitt ist hier „Erika Steinbachs Historikern“ (Heinz Nawratil, Alfred de Zayas, Peter Glotz) gewidmet, deren Publikationen von den Autoren besonders kritisiert werden. Als beispielhaft für eine Auseinandersetzung mit dem Thema Vertreibung werden dagegen die Erinnerungen und zahlreichen Publikationen des aus dem Sudetenland stammenden Kurt Nelhiebel angeführt.

Im Anhang geben Eva und Hans Henning Hahn einen historisch-statistischen Überblick über die „Massenumsiedlungen deutscher Bevölkerung im östlichen Europa 1939–1949“ und gehen zum Schluss ihrer Ausführungen noch einmal ausführlich auf die in der Literatur über die Vertriebenen bestehende Diskrepanz der Zahlenangaben ein.

Auch wenn nicht alle Leser die Thesen der Autoren befürworten werden, so handelt es sich bei dieser Studie um ein sehr gutes Kompendium, das nicht nur Studierenden und Historikern, sondern allen am Themenkomplex Vertreibung interessierten Personen einen guten Überblick ermöglicht und zu weiterführenden Studien anregt.

Isabel Röskau-Rydel, Kraków

JUTTA FAEHNDRICH: Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2011. XI, 303 S., Abb., Graph. = Visuelle Geschichtskultur, 5. ISBN: 978-3-412-20588-1.

Im Kontext der deutschsprachigen Heimatliteratur bilden die Vertriebenenheimatbücher eine Gruppe *sui generis*; ihr Thema ist nicht die real gelebte, sondern die ‚verlorene‘ Heimat, woraus sich trotz formaler Gemeinsamkeiten vielerlei Unterschiede ergeben. Von den bis zum Jahre

2000 rund 3500 bibliographisch nachweisbaren Büchern, die seit dem frühen 20. Jahrhundert erschienen sind und das Wort „Heimatbuch“ im Titel hatten, beschäftigten sich über 700 Bücher mit Ortschaften und Landstrichen außerhalb der Bundesrepublik und 580 von ihnen sind nach 1945 als „Vertriebenenheimatbücher“ veröffentlicht worden (S. 9). Damit bilden die letzteren nicht nur einen beachtlichen und eigenartigen Teil der Heimatliteratur, sondern sie stellen auch ein bemerkenswertes Untersuchungsfeld für die historische Gedächtnisforschung dar. Jutta

Faehndrichs Dissertation hat die bisher kaum beachteten Vertriebenenheimatbücher mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt erfasst, kontextualisiert und analysiert. Es ist ihr gelungen, nicht nur unser Wissen zur Geschichte des Erinnerns allgemein zu erweitern, sondern auch auf die bis heute ungewöhnlich kontroverse Geschichte der Vertriebenen ein neues Licht zu werfen.

Neben Erläuterungen zu Fragestellung, Forschungsstand, Methoden und theoretischen Grundlagen der Studie sowie zusammenfassenden Bemerkungen besteht die Studie aus zwei grundlegenden Teilen: einer historischen Darstellung (S. 69–115) und einer diskursanalytischen Betrachtung des „kulturellen Gedächtnisses der Vertriebenen im Heimatbuch“ (S. 116–237). Dabei finden wir detaillierte und anschaulich präsentierte quantitative Informationen historischer wie auch textanalytischer Art über die Erscheinungsorte, Erst- und Neuauflagen sowie über die Autoren, über regional-thematische Referenzen, den Themenkanon und die Themenverteilung oder über so detaillierte inhaltliche Aspekte wie etwa die sich im Laufe der Zeit mehr oder weniger ändernde Behandlung einzelner Geschichtsepochen. Karten, Abbildungen und ein bibliographisch wertvolles, nach Ortsnamen erschlossenes Verzeichnis der behandelten Bücher (S. 254–276) ergänzen diese bemerkenswerte Untersuchung einer inzwischen der Vergangenheit angehörenden ‚endlichen Geschichte‘ des Vertriebenenheimatbuches. „Seit ungefähr 1980 sinken die Publikationszahlen kontinuierlich, seit der Jahrtausendwende erscheinen kaum noch Werke“ (S. 79), stellt die Autorin fest, und das ist angesichts des gegenwärtig lebhaften Interesses der Nachkommengenerationen an den Vertreibungsschicksalen und der verlorenen Heimat ihrer Vorfahren eine ihrer ersten überraschenden Erkenntnisse: „Nur diejenigen, die diese Orte selbst noch als Heimat erlebt und begriffen haben, konnten ‚echte‘ Heimatbücher über sie schreiben.“ (S. 252)

Die Vertriebenenheimatbücher werden als von ehemaligen Einwohnern eines Ortes oder Kreises meist als Gemeinschaftsarbeit verfasste Monographien über die verlorene Heimat definiert (S. 69), die vor dem Zweiten Weltkrieg zum Teil zum Deutschen Reich und zum Teil zu anderen Staaten wie Polen, der Tschechoslowa-

kei, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien oder der UdSSR gehörte. In der Öffentlichkeit werden sie in der Regel als eine Folklore der Vertriebenenverbände missachtet, und Jutta Faehndrich musste, wie sie selbst zugibt, viel Mühe aufbringen, um sie zu verstehen. Das lag nicht nur daran, dass sie nach und nach vielerlei unterschiedliche Regionen und Landesgeschichten im gesamten östlichen Teil des europäischen Kontinents kennen lernen musste. Die Vertriebenenheimatbücher erwiesen sich nämlich als für Insider geschriebene Werke, waren also keineswegs als Reiseführer, regionalgeschichtliche Darstellungen für Uneingeweihte oder als individuelle subjektive Momentaufnahmen mit universalem Aussagewert, die uns unbekannte Lebenswelten in gängigen literarischen Formen zu erschließen vermögen, gedacht. Darüber hinaus sind sie in einer heute fremd anmutenden Sprache geschrieben, sodass selbst diejenigen Nachkommen der einstigen Vertriebenen, denen sie Erinnerungen übermitteln sollten und die auch an jener Geschichte interessiert sind, kaum Zugang zu ihnen finden. Am ehesten werden sie heute vereinzelt von Regional- und Lokalhistorikern in der aus deutscher Sicht ‚verlorenen‘ Heimat verwendet und in die jeweiligen Landessprachen übersetzt, aber bei „der deutschen Enkelgeneration, die sich auf der Suche nach der Familiengeschichte in diese Regionen begibt, ist dagegen keine Heimatbuchrezeption nachweisbar.“ (S. 110) Die Suche nach den Ursachen für den Misserfolg der Heimatbuchautoren, ihre Erinnerungen ihren Nachkommen zu vermitteln, bildet einen der zentralen Untersuchungsstränge des Buches.

Dass die Vertriebenenheimatbücher heute kaum Leser finden, kann nicht an ihrer literarischen Form liegen; das zeigt etwa der Vergleich mit den erfolgreicheren Tradierungen der strukturell ähnlichen ‚Memorialbücher‘, die zur Geschichte der in der Shoah ausgelöschter jüdischer Gemeinden Ostmittel- und Osteuropas existieren. Eine ‚mangelhafte‘ Qualität könne das heute fehlende Interesse auch nicht erklären, weil es sich um Bücher sehr unterschiedlicher Qualität handele. Darüber hinaus weisen die Vertriebenenheimatbücher trotz struktureller Ähnlichkeiten große inhaltliche Unterschiede auf, die die Suche nach der Erklärung des überregional ähnlichen Rezeptionsproblems zusätzlich er-

schweren.

Jutta Faehndrichs Darstellung der regionalen Unterschiede zwischen den Heimatbüchern der einstigen „Reichsdeutschen“, der Deutschen aus Polen, der „Sudetendeutschen“ aus der Tschechoslowakei sowie der „Südosteuropadeutschen“, aber auch zwischen den an Ostpreußen, Schlesien, Pommern oder Ostbrandenburg erinnernden Heimatbüchern, gehört zu den wertvollsten Aspekten ihrer Untersuchung. Nach den sorgfältig belegten und differenzierenden Erkenntnissen der Autorin haben die Sudetendeutschen und die Deutschen aus Südosteuropa an den Vertriebenenheimatbüchern „einen ganz überproportional großen Anteil“ (S. 70), mit einem bemerkenswerten Aufschwung in den sechziger Jahren (S. 73). Dagegen gibt es auch „Vertriebengruppen ohne Heimatbücher“, wie die Baltendeutschen, die Wolhyniendeutschen, die Gotscheer Deutschen oder die Russlanddeutschen (S. 74). Heimatbücher über Großstädte wie etwa Breslau liegen nicht vor; obwohl in Schlesien die Heimatliteratur vor dem Krieg eine große Blüte erlebte und die Schlesier eine der größten Gruppen unter den Vertriebenen bildeten, zeichnen sich die schlesischen Heimatbücher nach 1945 „weder durch Quantität noch Qualität besonders aus“ (S. 139). Die Heimatbücher der Deutschen aus Polen ähneln in vieler Hinsicht denen der Südostdeutschen, wie z.B. in der Darstellung des Nationalsozialismus als der Ursache der Zerstörung ihres früheren, als ‚friedliche Nachbarschaft‘ präsentierten Zusammenlebens mit ihren einstigen Nachbarn anderer Nationalität (S. 145). Dagegen erheben die sudetendeutschen Heimatbücher seit den fünfziger Jahren mit zunehmender Intensität Anklage gegen die tschechische Nation: Die Vertreibung werde „zum negativen Endpunkt der deutsch-tschechischen Beziehungsgeschichte, auf den diese – in der Interpretation der sudetendeutschen Autoren – mindestens seit Ende des Ersten Weltkriegs hingesteuert habe“, stilisiert (S. 209).

Auf den gängigen *mental maps* der mit dem Begriff „Vertriebene“ konnotierten Assoziationen verwandelt Jutta Faehndrichs fundierte Studie das Bild der Vertriebenenheimatbücher aus einem grauen Fleck in eine bunte und sich im Laufe der etwa fünf Jahrzehnte ihrer Blütezeit stark verändernde Landschaft. Es wäre jedoch

naiv, sich vorzustellen, dass die regionalen Unterschiede irgendwelchen *a priori* gegebenen historisch-ethnographischen Unterschieden entsprechen würden. Ihre markantesten Ursachen liegen nicht in mitgebrachten Traditionen oder Gruppenerfahrungen, sondern in den politischen Kontexten, in denen einzelne Vertriebenenorganisationen gewirkt haben. Wie die vorliegende Analyse zeigt, „war trotz des nationalen Zusammenschlusses im BdV als politischer Interessenvertretung für die Heimatbücher die landsmannschaftliche Gliederung ausschlaggebend, ob in Form von Vereinigungen, die die Herausgabe der Werke begleiteten, oder nicht zuletzt hinsichtlich spezifischer landsmannschaftlicher Deutungen von Geschichte und Gegenwart“ (S. 131). Ob von einzelnen Autoren oder von spontan entstandenen Autorengruppen verfasst, wirkten die historisch-politischen Rahmenbedingungen bei der Entstehung der Vertriebenenheimatbücher stark mit und darin liegt auch die Antwort auf die Frage, warum sie trotz ihrer Mannigfaltigkeit heute nicht mehr rezipiert werden. Aus der Sicht der gegenwärtigen deutschen Öffentlichkeit sind sie in einer im Zweiten Weltkrieg untergegangenen ‚Heimat‘ und gleichzeitig in der spezifischen und heute nicht mehr attraktiven Erinnerungs- und politischen Kultur der Nachkriegszeit verhaftet. Das zeigt die Autorin detailliert am Beispiel der sudetendeutschen Heimatbücher, und ihre Ausführungen lesen sich wie eine unabwiesbare Mahnung, von allen Verallgemeinerungen über die Vertriebenen endgültig Abschied zu nehmen.

Die Sudetendeutschen seien „im Hinblick auf die in den Werken vertretenen Haltungen, Erzählungen, Stereotype, regionalen Mythen und Topoi die mit Abstand homogenste und in sich geschlossenste Gruppe“. Im Hinblick auf die schon vor dem Zweiten Weltkrieg ausgeprägten heimatkundlichen Traditionen weist die Analyse der sudetendeutschen Vertriebenenheimatbücher sowohl auf Kontinuitäten als auch auf Veränderungen hin. Im Unterschied zu der Vorkriegs- und zur unmittelbaren Nachkriegszeit stellt Jutta Faehndrich, was die antitschechische Rhetorik angeht, seit den fünfziger Jahren eine zunehmende Radikalisierung fest, die sich selbst nach dem Fall der kommunistischen Diktaturen weiter verhärtete: „Kaum eine andere Landsmannschaft er-

weist sich als so straff von ihrer Führungsebene durchpolitisiert. Kennzeichnend für die Heimatbücher der letzten zwanzig Jahre, verfasst von der jüngsten noch lebenden Erlebnisgeneration, ist somit eine Mischung aus immer aggressiverem Diskurs zur Vertreibung und deutsch-tschechischen Beziehungsgeschichte bei zunehmend wirrer werdendem Inhalt und Aufbau der Werke.“ (S. 152) Die Autorin kann an vielerlei Beispielen die „Abstrusität“ der Argumentation sowie deren sachlich falsche Behauptungen zeigen und damit ihre These von „extremen Verhärtungen“ im Sudetendeutschen Diskurs veranschaulichen, auch wenn sich die Landsmannschaft seit einigen Jahren um versöhnlichere Töne bemüht. Als Erklärung bietet die Autorin Hinweise auf die in den fünfziger Jahren gefestigten Strukturen und Machtverhältnisse und den sich daraus ergebenden jahrzehntelang andauernden starken Einfluss des rechtsextremen Witiko-Bundes in der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Letztere wiederum sei als einer der großen und daher einflussreichen Vertriebenenverbände von selbstbewusst-dominanten Haltungen geprägt. Jutta Faehndrich spricht daher von einem erfolgreichen Beispiel des *historical engineering*, aber nicht nur das.

Die sudetendeutschen Organisationen sind in-

folge ihrer zahlenmäßigen Größe sowie der gefestigten institutionellen Strukturen die in der deutschen Öffentlichkeit am häufigsten bemerkbare Vertriebenenengruppe und tragen daher maßgeblich zu den gängigen Verzerrungen in der öffentlichen Wahrnehmung der Vertriebenen bei. Das vorliegende Buch weist deutlicher als üblich darauf hin, wie wünschenswert es wäre, sich mit der Geschichte der Vertriebenen sachlich zu beschäftigen, wenn wir Interesse an der Überwindung ihrer stereotypen Wahrnehmungen haben. Zum Wiederaufleben des Interesses an den vorliegenden Heimatbüchern wird das wohl kaum beitragen, weil sie nicht nur der ‚verlorenen Heimat‘ verpflichtet sind, sondern auch zu sehr ein Produkt einer längst vergangenen deutschen Nachkriegszeit sind. Jutta Faehndrich hat sie für uns und die künftigen Generationen scharfsinnig und mit viel Sympathien erschlossen, aber sie selbst hofft auf ein künftiges Interesse eher dort, woher die Vertriebenen kamen: „Vielleicht werden die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen eines Tages in diesen Regionen von denjenigen wiederentdeckt, die dort heute ihre Heimat haben, und vielleicht werden sie sie dann sogar als eigene Heimatbücher fortschreiben.“ (S. 252)

Eva Hahn, Augustfehn

Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2009 god: Transkontinental'nye i lokal'nye puti kak sociokul'turnyj fenomen [Transkontinentale und lokale Wege als soziokulturelles Phänomen]. Otv. red. toma T. N. Džakson. Moskva: Indrik, 2010. 494 S., Abb., Ktn. ISBN: 978-5-91674-081-3.

Klotzig wirkt dieser Sammelband durch die Zahl von neunundzwanzig Beiträgen und ein Redaktionskollegium aus sieben Gelehrten, von denen die meisten zugleich als Beiträger wiederbegegnen. Der Titel wirkt ebenso steif wie der Name des Moskauer Akademieprojektes, aus dem er hervorgegangen ist: „Geopolitische Faktoren in der historischen Entwicklung des altrussischen Staates“. Der Gründer des Moskauer Akademieinstituts, in dem das genannte Projekt verwurzelt ist, war Vladimir Pašuto, der bis zu seinem Tode 1983 auch dann noch ein lautstarker Bekämpfer des Normanismus geblieben war, als diese von

Stalin kanonisierte Lehre schon bröckelte. Ein von Pašuto mitverfochtenes Argument gegen die Gründung der Rus' durch normannische Fernhändler und Eroberer war, dass der Handel in der Rus' nur zur Befriedigung der Bedürfnisse einer sozialen Oberschicht betrieben wurde und die tieferen Strukturen des sozialen Lebens und die Wirtschaftsformen der Massen unberührt ließ. Genau dieses Argument haben die Herausgeber sich in ihrem Vorwort auf S. 9 zu eigen gemacht, obwohl es offensichtlich falsch ist. Die Kernleistung der Waräger war ein Tributsystem, in dem – gewiss mit einheimischen Fürsten als Mittelinstanzen – eine jährliche Abgabe in Pelzwerk von jedem Hof eingetrieben wurde. Auch der „kleine Mann“ konnte nunmehr die wertvollen Handels-güter Pelze, Honig und Wachs in den Fernhandel einfüttern, wobei sicherlich Preise erzielt wurden, die im heimischen Wirtschaftshorizont kaum zu erreichen waren.

In demselben Zeitraum, in dem das genannte

Moskauer Akademieprojekt Gestalt annahm, habe ich selbst unter dem Titel „Altrußlands Anfang“ in Fortführung meiner vorausgegangenen Arbeiten eine Synthese vorgelegt, die in der Nachfolge von Ključevskij zeigt, dass die Rus' des 9. und 10. Jahrhunderts ein ausgesprochener Handelsstaat war, in dem – einzigartig in Europa – die alte Gliederung in Stammesterritorien abgelöst wurde durch Handels- und Herrschaftsstützpunkte samt ihrem Hinterland. Die von dem Historiker Boris Grekov eingeleitete und von Stalin kanonisierte Umorientierung behauptete das Gegenteil: Der Feudalismus sei in Russland, wie anderswo in Europa, aus der Abschöpfung der Arbeitskraft fronder Bauern durch eine ortsgebundene Oberschicht entstanden. Es scheint mir eine Kernaufgabe der historischen Forschung in Russland seit der politischen Wende zu sein, dieses gewaltsam aufgepfropfte Muster, das auf eine Vordatierung der Zustände im Moskauer Russland beruht, endlich durch ein zutreffenderes, aus den Quellen erarbeitetes Schema abzulösen.

Der Rezensent hat bei fleißigem Blättern nicht feststellen können, dass die vielen Beiträge sich dieser Kernfrage stellen. Das war wohl auch kaum zu erwarten, weil die Herausgeber offenbar nicht vorgegeben hatten, auf welche Leitfragen die Beiträger antworten sollten. Danach war es nur folgerichtig, dass auch am Schluss des Bandes nicht versucht wurde, zentrale Antworten aus der Fülle der Aufsätze herauszudestillieren. So will mir das rezensierte Werk als klassisches Beispiel jener Sammelbände erscheinen, in denen man vor lauter Bäumen keinen Wald erkennt.

Aufgenommen sind auch ausländische Beiträge, wobei die Herausgeber dem Briten JONATHAN SHEPARD den Ehrenplatz am Anfang eingeräumt haben. Ihm und SIMON FRANKLIN ist mit „The Emergence of Rus, 750–1200“ eine gut lesbare Synthese in der normannistischen Spur gelungen, die mittlerweile auch auf Russisch vorliegt. Nicht erkennen kann ich, dass die russischen Beiträge in ihre Spur eingeschwenkt sind. Offenbar unberücksichtigt blieb durchweg mein „Altrußlands Anfang“, das die Arbeit der beiden Briten in ihrem Kernurteil bestätigt und ergänzt, ja, in Quelleninterpretationen abstützt, die in ihrer für eine breite Leserschaft bestimmte Dar-

stellung naturgemäß fehlen.

Wie sind die Beiträge des rezensierten Bandes thematisch gestreut? Am dichtesten vertreten und am stärksten international durch skandinavische und angelsächsische Beiträge mitgetragen sind die Aufsätze, die Russland in das größere Ganze des Verkehrsraumes der Ostsee einordnen. Da am Pašuto-Institut von Anfang an drei auf die skandinavischen Kontakte spezialisierte Mitarbeiter gewirkt haben, was bei dem doch bescheidenen Umfang der einschlägigen zur Verfügung stehenden Quellen leicht als Überaufwand erscheinen kann, ist wenigstens die Nordfront der „geopolitischen Faktoren“ reichlich vertreten. Zu diesen gehörten vom Weißen Meer aus unternommene wikingische Raubzüge im Küstenstreifen, weiter südlich in der Rus' dagegen ein stabiles Tributsystem, dessen befestigte Stützpunkte nicht zuletzt Schutz gegen „Räuberwikingen“ bieten sollten.

Die südlichen Verkehrsschienen kommen dagegen zu kurz. Der zuständige Fachmann im Pašuto-Institut, Aleksandr N. Nazarenko, hat sein Pulver zu der Frage bereits anderswo verschossen. Schuldig blieb er bislang die Erörterung, wie sich der südliche Weg von Kiev zu den Chazaren fortsetzte, obwohl von dort an, anders als in den Westabschnitten, mit einem Flussverkehr zu rechnen ist, der bisher viel zu wenig diskutiert wurde. Nazarenko habe ich in diesen Jahrbüchern (s. Bd. 55 (2007) S. 107) kritisch unter die Lupe genommen. Die Lücke, die dieser Autor im besprochenen Sammelband gelassen hat, hätten einige deutsche Wissenschaftler füllen können, die aber offenbar nicht zu Beiträgen aufgefordert worden sind.

Auch die Art, wie sich der Verkehr über weite Entfernungen abgespielt haben dürfte, ist nirgendwo in gründlichen Augenschein genommen worden. So hat man, wie mir scheint, auch jetzt keinen Anstoß daran genommen, dass laut Konstantin Porphyrogenetos in der Mitte des 10. Jahrhunderts zumindest bis Mesembria an der bulgarischen Küste der Flussverkehr auf Einbäumen abgewickelt wurde, was den Normannen, Meistern des Bootsbaues, nicht zugetraut werden darf. Es ist an der Zeit, die Nutzung von Fernwegen einmal nachzuspielen. Wie lange war man unterwegs? Welche Schwierigkeiten galt es zu überwinden? Weitgehend ausgeblendet bleibt

auch der Wolga-Weg und erst recht ein Vergleich zwischen den beiden Nord-Süd-Achsen Dnepr und Wolga.

Der vorliegende Band hat zwar eine Reihe von Einzelaspekten, die hier nicht einzeln Erwähnung finden konnten, durchaus überzeugend erörtert. Aber das Gesamtphänomen des Fernverkehrs und seine Schlüsselrolle für die Grundlegung der Rus' findet sich durch eine Fülle von Material eher zugeschüttet als geklärt.

Die Herausgeber haben sicher viel Mühe mit diesem Band gehabt, aber die letzte, entschei-

dende Mühe gescheut: den Band durch Kartenskizzen und Indizes leichter benutzbar zu machen, aber auch in einem klaren, übersichtlichen Fazit zusammenzufassen, um welche Erkenntnisse von grundsätzlicher Wichtigkeit wir bereichert worden sind und wo überholte Ansichten ihre Berichtigung fanden. Wann wird eine erneute Diskussion über die Anfänge der russischen Geschichte endlich beginnen?

Gottfried Schramm, Freiburg i.Br.

ANDREW WILSON: Belarus. The Last European Dictatorship. New Haven, London: Yale University Press, 2011. XII, 304 S., 18 Abb., 6 Ktn. ISBN: 978-0-300-13435-3.

Auf knapp 300 Seiten bietet dieses Buch eine Geschichte der Region, die heute Belarus heißt, und seiner Bewohner seit dem Mittelalter. Wie auch sonst bei Andrew Wilson ist diese Monographie materialreich, manchmal detailversessen und nicht immer leicht lesbar, trotz des gelegentlichen erfrischenden britischen Humors. Obwohl die postsowjetische Zeit deutlich mehr Platz erhält als die vorangehenden Epochen, sind die ersten Kapitel keineswegs ein Vorwort zu Lukašenka, sondern eigenständige, sorgfältig recherchierte und konzipierte Studien zu einzelnen demographischen, politischen, kulturgeschichtlichen Ereignissen und Strukturen. Das besondere Interesse des Autors gilt kontrafaktischen Reflexionen und nicht realisierten möglichen Entwicklungswegen; er spricht wiederholt von „false starts“ in der Geschichte von Belarus. Im Mittelpunkt des Forscherinteresses stehen kulturgeschichtliche Fragen von Wahrnehmungen und Identitäten. Wirtschafts- und Sozialgeschichte wird weitgehend ausgeklammert.

Dies Buch ist ganz bewusst von der Gegenwart her konzipiert. Das kommt u.a. darin zum Ausdruck, dass der Autor skrupulös alle geographischen und Eigennamen in ihrer belarussischen Variante wiedergibt. Darüber hinaus macht er den Leser mit einer überraschenden und bei uns weithin ungelesenen Fülle wissenschaftlicher und publizistischer Literatur in belarussischer Sprache bekannt, die, soweit sie die Gegenwart betrifft, aus Zensurgründen meist in Vil-

nius erscheint. Wilson hat sich seine aus früheren Monographien bekannte Skepsis gegenüber Nationalismen und Nationsbildung bewahrt. Deshalb stellt er einleitend die Frage, ob Belarus überhaupt ein richtiges Land ist. Seine Antwort: „it may becoming one as I write“ (S. XI).

Am Anfang der politischen Geschichte steht das Fürstentum Polack, das im Rahmen der Rus' in vormongolischer Zeit eine relative Unabhängigkeit von Kiew erlangte. Fürst Usiaslav baute in Polack Mitte des 11. Jahrhunderts, um seine Ansprüche zu unterstreichen, eine Sankt-Safija-Kathedrale, die es in der Rus' sonst nur noch in Kiew und Novgorod gab. Die ethnogenetischen Theorien über die Homogenität oder mangelnde Homogenität der Kryviči und der anderen ostslawischen Stämme auf dem Territorium des Fürstentums Polack führen zu keinem schlüssigen Ergebnis.

Seit dem Entstehen einer belarussischen nationalen Identität im 20. Jahrhundert rückte das Großfürstentum Litauen in das Zentrum des nationalen Narrativs. Wilson zeigt, wie stark das Großfürstentum Litauen ostslawisch, d.h. ruthenisch, d.h. proto-belarussisch geprägt war, eine ostslawisch-baltische Synthese. Die Großfürsten waren zwar ethnische Litauer, aber im Adel und in den Städten bildeten Litauer eine Minorität. Kultur, Schriftsprache und Kirche waren vor der Union von Lublin (1569) ruthenisch bestimmt. Die Amts- und Schriftsprache – *rus'ka mova* – bestand aus Elementen des Kirchenslawischen und lokalen nord-ruthenischen, d.h. proto-belarussischen Dialekten. Ruthenisch blieb in verschiedenen Varianten bis 1697 Amtssprache im Großfürstentum und musste dann dem Polnischen weichen. 1722 wurde das letzte Buch in

ruthenischer Sprache gedruckt. Zerstört und deshalb bald vergessen wurde diese eigenständige Kultur auf dem Territorium der heutigen Belarus vor allem durch den Krieg zwischen der Rzeczpospolita und Moskau zwischen 1654 und 1667; Belarus verlor die Hälfte seiner Einwohner.

Ein weiterer, am Ende aber auch vergeblicher Start in eine eigenständige Entwicklung begann mit der Kirchenunion von Brest (1596). Entgegen dem sowjetischen und postsowjetischen Narrativ – so macht der Autor deutlich – verschmolzen im 18. Jahrhundert in der Rzeczpospolita ruthenische Identität und unierte Kirche miteinander. Die Union war nach der Synode von Zamość (1720) eine voll ausgebildete eigenständige Konfession neben der römisch-katholischen und der orthodoxen Kirche. Etwa Dreiviertel der Bevölkerung auf dem Territorium der heutigen Belarus waren am Ende des 18. Jahrhunderts unierte Christen. Damit einher ging eine kulturelle, theologische und sprachliche Durchdringung aus dem Westen. Abgebrochen wurde diese Entwicklung durch die Teilungen Polen-Litauens, die das gesamte Territorium der heutigen Belarus dem Russischen Reich zuschlugen. Noch unter Katharina II. begann unmittelbar nach der Inkorporation in das Russische Reich die zwangsweise Konversion zur Orthodxie und die Auflösung der unierten Kirche.

Während im 19. Jahrhundert überall in Europa die Nationalbewegungen Menschen und Staaten veränderten, verharrte der Identitätsdiskurs in diesem Niemands- oder Grenzland in einem vernationalen Stadium: Der sog. „West-Russismus“ suchte Anlehnung an das imperiale Russland und seine Kultur, war antipolnisch und orthodox. Demgegenüber traten die Regionalisten (*krajowcy*) für die Bildung einer Art politischer Nation in der Zukunft ein, geformt aus den regionalen Gruppen der Belarussen, Juden, Polen und Russen. Keine dieser Diskurse verdichtete sich zu einer politischen Bewegung, ebenso wenig wie das Eigenbewusstsein der litauischen Juden oder Litwaken im Herzland des aschkenasischen Judentums.

Insofern war die Ausrufung der belarussischen Nationalen Republik im März 1918 ein von der historischen Logik her eher unwahrscheinlicher Vorgang, der erst durch die bolsche-

wistische Politik nachträglich mit Inhalt gefüllt wurde. Die belarussische nationale Identität formierte sich erst im 20. Jahrhundert und war deshalb in hohem Maß bolschewistisch geprägt. Der heroisch überhöhte Mythos vom Partisanenkrieg und vom Sieg im Großen Vaterländischen Krieg hat zusammen mit dem industriellen Aufbruch seit den 1960er Jahren Belarus zu der am stärksten sowjetisierten Republik der Sowjetunion gemacht. Andere Identitäten waren schwach und hatten dem Sowjetpatriotismus wenig entgegenzusetzen.

Die zweite Hälfte der Monographie erzählt ausführlich die postsowjetische Geschichte, die machtgeschichtlich seit 1994 die Geschichte von Lukašenka ist. Der geschickte Taktiker, rücksichtslose Machtpolitiker und geniale Täuscher war und ist auch deshalb erfolgreich, weil er in realistischer Einschätzung die Eliten und die Bevölkerung manipulierte, die ihn trugen. Wilson zeigt, wie alle Lukašenka unterschätzten: die russische Politik, die er mit dem Versprechen einer Wiedervereinigung mit Russland an der Nase herumführte, die Opposition in Belarus, die er mal mit Repressalien, mal mit Schein-Liberalisierung in die Falle lockte, und der Westen, dem von Zeit zu Zeit die Perspektive einer Anlehnung an Europa vorgegaukelt wurde. Tatsächlich ist sogar die von Condoleezza Rice geprägte Formel von der „letzten Diktatur in Europa“ eine Unterschätzung, weil sie suggeriert, bald würde alles vorbei sein.

Statt dessen – so macht der Autor deutlich – hat Lukašenka ein geschlossenes System mit pragmatischer Manövriermasse geschaffen, das ihm auch nach beinahe zwei Jahrzehnten noch eine relative Zustimmung der Bevölkerung sichert, wenn auch natürlich nicht die gefälschten 80 %. Der Diktator profiliert sich als Nationsbildner mit einer vorsichtigen Belarussifizierung und gegenüber Russland einem eigenständigen historischen Narrativ. Ein informeller Sozialkontrakt hat den Menschen jedenfalls bis zur Wirtschaftskrise 2008 eine Verbesserung des Lebensstandards gebracht. Das System Lukašenka – dieser Schluss legt sich dem Leser nah – ruht auf einer historisch gewachsenen politischen Kultur, die der Stabilität und der eisernen Faust mehr zutraut als der Freiheit.

Jede zukünftige Beschäftigung mit der Ge-

schichte von Belarus wird sich mit Wilson auseinandersetzen müssen, der insofern ein Stan-

dardwerk vorgelegt hat.

Gerhard Simon, Köln

LJILJANA RADONIC: Krieg um die Erinnerung. Kroatische Vergangenheitspolitik zwischen Revisionismus und europäischen Standards. Mit einem Vorwort von Aleida Assmann. Frankfurt a. M., New York: Campus, 2010. 422 S., 4 Tab., Abb. = Campus Forschung, 949. ISBN: 978-3-593-39303-2.

näherungen an die EU lösten sich die Verhärtungen in den national gefärbten Geschichtsbildern. „Wir“ und „die anderen“ standen sich nicht mehr als klar definierte Feinde gegenüber. Die Anhänger des Ustascha-Regimes etwa wurden wieder eher als Kriegsverbrecher denn als Unabhängigkeitskämpfer gesehen. Radonic macht deutlich, wie die Deutung von Geschichte mit politischen Veränderungen korrespondierte. Je näher Kroatien an die EU heranrückte, desto rascher lösten sich alte Gut-Böse-Dichotomien auf. Dass sich Kroati- en unzweifelhaft in Richtung einer „europäischen Erinnerungsgemeinschaft“ bewegt, zeigt der Umgang mit der Gedenkstätte des Konzentrationslagers Jasenovac, das die Standards der europäisierten Holocaust-Musealisierung erfüllt. Auch nach dem Systemwechsel wurde und wird in Kroatien weiter der Opfer der faschistischen Vernichtungspolitik gedacht, freilich oft in einem Atemzug mit denen kommunistischer Verfolgung.

Gegenstand der 2009 abgeschlossenen Wiener Dissertation ist der Wandel der Vergangenheitspolitik in Kroatien nach dem Wahlsieg Franjo Tudjmans 1990. Radonic geht der identitätsbildenden Wirkung von Geschichtsdiskursen am Beispiel der Auseinandersetzung mit dem Ustascha-Regime und dem Zweiten Weltkrieg nach. Beantwortet werden soll die Frage, wie sich der politische und justizielle Umfang seit dem Regimewechsel bis in die Gegenwart verändert hat.

Nach eingehender Befassung mit der theoretischen Literatur zum Thema Erinnerung und Geschichtspolitik sowie ausführlicher Darstellung der Vorgesichte wendet sich die Autorin dem empirischen Teil zu. 545 Artikel, die in den Tageszeitungen „Vjesnik“ und „Novi List“ im Zeitraum von 1985 bis 2008 über Themen des Zweiten Weltkriegs erschienen sind, hat sie diskursanalytisch durchleuchtet.

Radonic stellt fest, dass ein kritischer Umgang mit der eigenen Vergangenheit nur in demokratischen Staaten möglich ist, auch wenn nicht alle Demokratien einen solchen tatsächlich pflegen. Mit ihrer Wiener Dissertation hat sie einen wichtigen Beitrag zur Versachlichung der Debatte um Erinnerungsgeschichte und Vergangenheitspolitik in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens geleistet. Allerdings führt der Titel „Krieg um die Erinnerung“ in die Irre – das angemessene konfrontative Gegenüber zum beschriebenen kroatischen Mainstream kommt praktisch nicht vor, sodass ein Konflikt konkurrierender Geschichtsbilder in der Gegenwart nicht näher belegt wird.

Radonic zeigt, wie der Nachkriegskonsens von „Brüderlichkeit und Einheit“ bei der Deutung des Zweiten Weltkrieges in den sechziger Jahren einer stärkeren Nationalisierung der historischen Interpretation wich. Leitidee der Geschichtspolitik des Historikers und Präsidenten Tudjmans seit 1990 war die sogenannte Aussöhnung aller Kämpfer für die kroatische Unabhängigkeit, von Kommunisten, Nationalisten und Bürgerlichen. Die gespaltene kroatische Nation sollte dergestalt wieder zusammengeschweißt werden. Der faschistische Ustascha-Staat wurde nun als legitimer Schritt auf dem Weg zur modernen kroatischen Staatlichkeit gedeutet und das Massaker von Bleiburg, als die Partisanen bei Kriegsende tausende Angehörige der verfeindeten Truppen töteten, zum zentralen nationalen Gedächtnisort stilisiert. Nach dem Tode Tudjmans, der inneren Erneuerung seiner Partei Kroatische Demokratische Gemeinschaft und der fortschreitenden An-

Die Arbeit bestätigt den Forschungsstand zu den postjugoslawischen Geschichtsumdeutungen, aber jetzt ist dieser Befund empirisch breiter abgesichert, kommt differenziert und theoretisch fundiert daher. Die genauen Wechselwirkungen zwischen historischen Neuinterpretationen, nationaler Identitätsbildung und anderen Funktionen von Geschichtspolitik hätte möglicherweise noch klarer herausgearbeitet werden können. Nur allzu oft stolpert man beim Lesen über gendersensible Sprache, wenn zum Beispiel vom „HeldInnengedenken“ (mit großem I) die

Rede ist. Den Forschungen zur europäischen Geschichtspolitik hat die Autorin mit dem kroatischen Beispiel eine wichtige und lesenswerte

Studie hinzugefügt.

Marie-Janine Calic, München

Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als „jgo.e-reviews“ 2014,2 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

Ural'skij istoričeskij vestnik / Rossijskaja Akademija Nauk, Ural'skoe Otdelenie, Institut Istorii i arheologii. (Matthias Bürgel)

SERGEJ N. ABAŠIN, BACHTIJAR M. BABADŽANOV, FARIT M. MUCHAMETŠIN: *Rossija – Srednjaja Azija / Avtorskij kolektiv.* (Jörn Happel)

JAN AREND: *Jüdische Lebensgeschichten aus der Sowjetunion. Erzählungen von Entfremdung und Rückbesinnung / Mit einem Vorwort von Heiko Haumann.* (Carmen Scheide)

E.T. ARTEMOV, G. E. KORNILOV, V.A. LAMIN: *Uralo-Kuzbass. Ot zamysla k realizacii. Sbornik statej i dokumentov.* (Matthias Bürgel)

MYKHAYLO BANAKH: *Die Relevanz der Zivilgesellschaft bei den postkommunistischen Transformationsprozessen in mittel- und osteuropäischen Ländern. Das Beispiel der spät- und postsovjetschen Ukraine 1986–2009 / Mit einem Vorwort von Gerhard Simon.* (Jana Bürgers)

JOHANN BÖHM: *Die deutschen Volksgruppen im Unabhängigen Staat Kroatien und im serbischen Banat. Ihr Verhältnis zum Dritten Reich 1941–1944.* (Mariana Hausleitner)

TSYPYLMA DARIEVA, WOLFGANG KASCHUBA, MELANIE KREBS: *Urban Spaces after Socialism. Ethnographies of Public Places in Eurasian Cities.* (Kurt Scharr)

MICHAEL DAVID-FOX, PETER HOLQUIST, ALEXANDER M. MARTIN: *Fascination and Enmity. Russia and Germany as Entangled Histories, 1914–1945.* (Jörn Happel)

JÖRG DRIESNER: *Bürgerliche Wohnkultur im Ostseeraum. Stralsund, Kopenhagen und Riga in der Frühen Neuzeit.* (Anja Wilhelmi)

ZAUR GASIMOV: *Kampf um Wort und Schrift. Russifizierung in Osteuropa im 19.–20. Jahrhundert.* (Ernst Wawra)

GRAEME GILL: *Symbols and Legitimacy in Soviet Politics.* (Kirsten Bönker)

MONIKA HEINEMANN, HANNAH MAISCHEIN, MONIKA FLACKE: *Medien zwischen Fiction-Making und Realitätsanspruch. Konstruktionen historischer Erinnerungen.* (Pablo Fontana)

WIELAND HINTZSCHE, JOACHIM OTTO HABECK: *Die Erforschung Sibiriens im 18. Jahrhundert. Beiträge der Deutsch-Russischen Begegnungen in den Franckeschen Stiftungen.* (Jan Kusber)

DENNIS HORMUTH, MAIKE SCHMIDT: *Norden und Nördlichkeit. Darstellungen vom Eigenen und Fremden / Hrsg. von Dennis Hormuth und Maike Schmidt.* (Jörg Hackmann)

THOMAS KLETEČKA: *Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848–1867. Abteilung II: Das Ministerium Schwarzenberg.* (Heidi Hein-Kircher)

ANNA KOCHANOWSKA-NIEBORAK: *Das Polenbild in Meyers Konversationslexika des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts.* (Isabel Röskau-Rydel)

IVAN S. MONOLATI: *Razom, ale majže okremo. Vzajemodija etnopolityčnych aktoriv na zachidnoukrajins'kych zemljach u 1867–1914 rr.* (Christophe von Werdt)

LJUDMILA G. NOVIKOVA: *Provincial'naja „kontrrevolucija“. Beloe dviženie i Graždanskaja vojna na russkom Severe, 1917–1920.* (Nikolaus Katzer)

ELJAS ORRMAN, JYRKI PAASKOSKI: *Vanhan Suomen arkistot – Arkiven från Gamla Finland.* (Thekla Musäus)

KARIN ORTH, WILLI OBERKROME: *Die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920–1970. Forschungsförderung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik.* (Kurt Scharr)

DONALD OSTROWSKI, MARSHALL T. POE: *Portraits of Old Russia. Imagined Lives of Ordinary People, 1300–1725.* (George E. Munro)

ANATOLIJ P. POPOV: *Iz istorii rossijskoj fotografii.* (Andreas Renner)

HEIKE REIMANN, FRED RUCHHÖFT, CORNELIA WILLICH †: *Rügen im Mittelalter. Eine interdisziplinäre Studie zur mittelalterlichen Besiedlung auf Rügen.* (Sebastian Brather)

MATTHIAS STADELMANN, LILIA ANTIPOV:

- Schlüsseljahre. Zentrale Konstellationen der mittel- und osteuropäischen Geschichte. Festschrift für Helmut Altrichter zum 65. Geburtstag. (Edgar Hösch)
- GYULA SZVÁK, I. O. TJUMENCEV: Rusistika Ruslana Skrynnikova. Sbornik statej pamjati profesora R. G. Skrynnikova, v čest' ego 80-letija. (Edgar Hösch)
- E. JU. ZUBKOVA, T. JU. ŽUKOVA: Na „kraju“ so-vetskogo obščestva. Socialnye marginaly kak ob"ekt gosudarstvennoj politiki 1945–1960-egg. (Mark Edele)